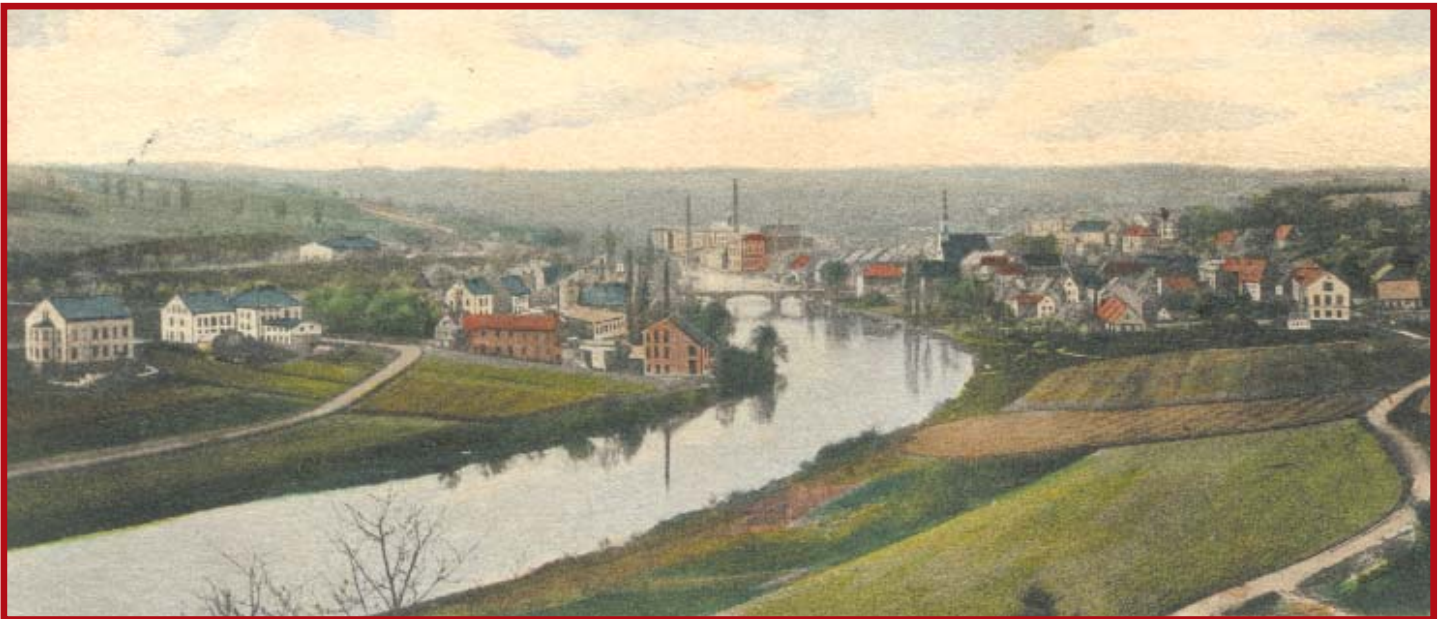


# LUNZENAUER Heimatblatt

Ausgabe **2005**

GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

## Lunzenau um 1903



### Sehr geehrte Bürgerinnen und Bürger, liebe Heimatfreunde!

Es ist nun schon fast zur Tradition geworden, dass alljährlich im November das "Lunzenauer Heimatblatt" erscheint.

Die überaus große Resonanz, die durch die ersten beiden Ausgaben 2003 und 2004 hervorgerufen wurde zeigt, dass breites Interesse an der Heimatgeschichte in nah und fern besteht.

Durch die Recherche und Kontaktpflege der Ortschronistin Karin Mehner konnte die nunmehr 3. Ausgabe zusammengestellt werden. Große Unterstützung erfuhren wir durch ortsansässige und ehemalige Lunzenauer, die ihre Erinnerungen in Form von Artikeln verfassten.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen, vielleicht regt unser Heimatblatt auch Sie zur Mitarbeit bei den kommenden Ausgaben an!

Es grüßt Sie herzlichst

Franz Lindenthal  
Bürgermeister

### *Der brennende Mönch bei Rochsburg*

Zur Nachtzeit ritt einst ein Mann nach Rochsburg. In der Nähe der Amtmannkluft, die ihren Namen angeblich der Tatsache verdankt, dass von ihrer Höhe herab einst ein Rochsburger Amtmann in die vorbeifließende Mulde gesprungen sei, erblickte er ein Feuer, das den Eindruck eines brennenden Menschen machte. In Rochsburg erkundigte er sich nach der Erscheinung. Man sagte ihm, dass in der Nähe des Feuers ein Barfüßerkloster gestanden habe. Ein Mönch desselben habe sich in eine Bauernmagd verliebt, die er sowohl in der Kirche gesehen, als auch bei seinen Spaziergängen getroffen hatte. Als er sie nun einstmals ganz allein, auf dem Felde arbeitend, antraf konnte er seine Gefühle nicht länger beherrschen. Er erklärte ihr seine Liebe. Die Dorfschöne mochte aber von dem geistlichen Verehrer nichts wissen. Sie setzt ihm mit der Hacke so zu, dass er sein Leben lassen musste. Daraufhin ging sie zu dem Abt des Klosters und berichtete ihm das Vorgefallene. Doch statt der erwarteten Strafe erhielt das Mädchen ein ansehnliches Geldgeschenk. Es musste dafür aber strengstes Schweigen geloben. Die Mönche fürchteten nämlich – wohl auch nicht zu Unrecht – das ein Bekanntwerden des Vorfalls dem Ruf des Klosters schaden könne. Sie waren froh, dass der Ordensbruder, der sein Gelübde so wenig ernst nahm, aus ihrer Mitte entfernt worden war. Er wurde in aller Stille beerdigt, war aber fortan auf der erwähnten Höhe zu sehen.

## Der Spielmannszug



In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzten sich wohl die Gründungen von Turnvereinen in den Gemeinden von Deutschland durch. So wurde auch in Lunzenau die Gründung eines Turnvereins durchgeführt. Es war der Turnverein Vater Jahn 1860. Die Anfänge in den Turnvereinen sind bestimmt schwer gewesen. Wo gab es schon Turnplätze und Turnhallen? Mein Großvater berichtete mir mal, dass er als junger Mensch an Turnstunden in Lunzenau teilnahm, die in einer Scheune statt fanden. Das war etwa

im Jahr 1900. Die Scheune gehörte zur Gaststätte "Zur Linde" an der Altenburger Straße. Ein kleiner Laden und ein Fuhrgeschäft gehörten mit dazu. Der Verein entwickelte sich wahrscheinlich recht gut weiter. Es wurde eine Turnhalle gebaut, die für damalige Verhältnisse schon recht groß war. Der 1. Weltkrieg warf die Entwicklung des Vereins zurück, aber in den folgenden 20er Jahren entwickelte er sich weiter und war wohl der größte Verein in Lunzenau. Viele Einwohner verbrachten ihre Freizeit bei Veranstaltungen, die der Verein durchführte. Man setzte sich rege für die Weiterentwicklung des Vereins ein. Man pflegte Verbindungen zu anderen Vereinen. Man besuchte sich gegenseitig. Auch außerhalb des Ortes nahm man an Sportwettkämpfen teil. Einige Sportler erreichten bei größeren Wettkämpfen beachtliche Leistungen. In vielen Familien war man regelrecht stolz Mitglied dieses Vereins zu sein. Man fühlte sich auch verpflichtet ständig für Nachwuchs für den Verein zu sorgen. Einige neigten auch bei ihren Elan zu Übertreibungen. Bei Veranstaltungen des Vereins wurde gern ein dunkelblaues Jackett getragen, dazu eine dunkelblaue Schirmmütze. Manche glaubten es bei jeder Gelegenheit zur Schau stellen zu müssen. Einige glaubten auch den in Turnstunden üblichen straffen Gang auf der Straße zeigen zu müssen.

Kaum in die Schule gekommen, wurde ich im Verwandtenkreis für die Kinderturnstunden geworben. Die Turnstunden fanden regelmäßig an Nachmittagen in der Turnhalle statt. Tollten wir Kinder auch damals gern herum, zur Turnstunde herrschte aber Ordnung und Disziplin. Zur ordentlichen Durchführung der Stunden stellten sich Vereinsmitglieder zur Verfügung, sie nannten sich wohl Turnwart. Zu Beginn der Turnstunde wurde in Reihe und Glied angetreten, anschließend in der Turnhalle herummarschiert und das Lied "Turner auf zum Streite" gesungen. Anschließend erfolgten gemeinsam ein paar Leibesübungen. Danach wurde in Gruppen aufgeteilt und man begann mit Übungen an den vorhandenen Sportgeräten. Am Ende der Stunde wurde wieder angetreten, marschiert und gesungen. Zu größeren Veranstaltungen des Vereins wurde auch von einer Blaskapelle Musik gespielt. Es war wohl in der Regel die Musikkapelle der Stadt, genannt die "Flemmingsche". Größere Vereine verfügten auch damals über eigene Kapellen und Spielmannszüge. Auch im Verein kam der Wunsch auf, einen Spielmannszug zu besitzen. Man warb unter den Jungen zur Teilnahme am Spielmannszug. Viele Eltern waren begeistert, auch meine Verwandten warben mich dazu. Für meine Bewerbung hatte man beim Verein bedenken, da ich ja erst etwa 7 Jahre alt war. Sie stimmten aber zu und der Spielmannszug wurde gegründet. Vom Verein wurden die Instrumente versorgt, die aber selbst bezahlt werden mussten. Gern hätte ich die Trommel geschlagen, die finanzielle Lage reichte aber nur für eine Querflöte. An Nachmittagen hatten wir nun die Übungsstunden in der Turnhalle. Der Verein hatte einen Musiklehrer aus Chemnitz zur Erteilung des Musikunterrichtes geworben. Er war wohl ein sportbegeisterter

Mensch. Er kam zu jedem Unterricht von Chemnitz mit einem Rennrad und fuhr damit auch wieder heim. Zum richtigen Spieler eines Musikinstrumentes gehört ja in der Regel die Kenntnis von Noten, wer kannte die von uns schon? Wir fingen also ganz von unten an. Der Musiklehrer hatte aber Methoden mit welchen wir schnell Fortschritte machten. Eine davon war das Erlernen von Noten. Er rollte ein Papier aus, das die Größe von einer Schullandkarte hatte. Darauf hatte er die Noten geschrieben, aber nicht die richtigen, sondern die Buchstaben c, d, e, f, ... Die Begeisterung war groß, schnell machten wir Fortschritte und hatten bald so viel Kenntnisse, dass wir uns mit ein paar Musikstücken auf die Straße wagten.

Die Bewohner waren begeistert und bald kamen wir zu richtigen Einsätzen. Zu den Einsätzen trugen wir ein weißes Hemd und eine weiße oder dunkle Hose aus Privatbesitz. Für Disziplin sorgte ein Vereinsmitglied. Er marschierte den Zug voran, mit einem Tambourstab und gab damit Richtung und Einsätze an. Dabei war er meistens weiß gekleidet und am Hals trug er eine schwarze Fliege. Er gefiel sich auf diesen Posten wohl recht gut. Einige Einsätze außerhalb des Vereins sind mir noch etwas in Erinnerung geblieben. So ein Einsatz in der Rochsburg. Es war wohl eine Einweihung der Jugendherberge in der Burg, ein rundes Fest. Ein Einsatz in Arnsdorf, es wurde die Turnhalle eingeweiht. Auch zu einem großen Treff von Spielmannszügen in Chemnitz waren wir mit dabei. Natürlich waren wir auch bei dem Heimat- und Schulfest 1933 in Lunzenau. Für die Einsätze bekamen wir nichts, aber wahrscheinlich der Verein. Wir waren schon froh mal ein Himbeerwasser oder ein Marmeladenbrötchen zu bekommen. Einmal im Jahr wurden wir vom Verein in die Turnhalle eingeladen. Bei Kaffee und Kuchen konnten wir uns da austoben. In dieser Zeit war aber auch eine große politische Wende in Deutschland eingetreten. Erst glaubte man über dieses Ereignis Freude haben zu können, aber bald zeigte sich, dass es sich auch negativ auf das Vereinsleben auswirkte. Im Verein mussten nun einige Mitglieder den Hut nehmen. Unser Spielmannszug wurde nun auch zu politischen Veranstaltungen mit eingesetzt. Dabei trugen wir nun ein braunes Hemd. Nicht allen Eltern gefiel das. Der Musiklehrer kam nicht mehr, er passte wahrscheinlich nicht in diese politische Landschaft. Der Einsatzleiter hatte wohl nicht die Ausbildung um als Musiklehrer zu wirken. Auch wurden jetzt Jungen beeinflusst in einen Fanfarenzug mitzuspielen. Es kam, wie es kommen musste, der Spielmannszug löste sich auf. Den Verein ließ man weiter bestehen, aber sie gingen schweren Zeiten entgegen. Noch einmal wurde 1939 den Bewohnern der Spielmannszug in Erinnerung gebracht. Anlässlich des 50. Jahrestages der Einweihung der Schule in Lunzenau hatte man ein großes Fest vorbereitet. Auf dem Markt wurden Buden aufgebaut und entsprechende Belustigungen aufgestellt. Eine große Feststimmung kam aber nicht zustande. In aller Munde war wohl, dass in kurzer Zeit ein Krieg ausbrechen würde. Die ersten Einwohner wurden schon zu den Festtagen zum Kriegsdienst eingezogen. Ich ging ins Kino, in die damaligen "Sonnenlichtspiele". Vor Beginn des Hauptfilmes zeigte man unerwartet nochmals den Film vom Heimatfest 1933. Ich sah mich nun noch einmal mit dem Spielmannszug marschieren. Es war somit die letzte Erinnerung. Nach dem Krieg war der Film nicht mehr auffindbar. In der folgenden Zeit wurden wohl so nach und nach alle Mitglieder des Spielmannszuges in irgendwelche Kriegsdienste eingezogen. Viele kamen nicht mehr zurück. In einigen Familien werden vielleicht ein paar Fotos an den Spielmannszug erinnern.

Rolf Judenfeind

## Die Tanzkapellen im Kreis Rochlitz ab August 1945

"Sag mal, Oma, wie war das 1945, nach dem schrecklichen Krieg, als ihr endlich wieder tanzen gehen konntet?"

"Ach ja, das ist lange her, aber ich erinnere mich noch genau! Vor allem war alles ganz anders als jetzt! Im Kreis Rochlitz waren die Kriegsschäden gering. Es gab viele große und kleinere Säle für Veranstaltungen, vor allem auch für Tanz. Davon sind jetzt viele stillgelegt oder gar abgerissen, "rückgebaut", wie man jetzt sagt. Wir sind oft weit gelaufen oder mit dem Fahrrad gefahren, vorausgesetzt man hatte noch eins, Autos gab es ganz selten. Auf dem Gepäckträger konnte noch jemand mitfahren, so gut das eben ging. Die Begeisterung für gute Kapellen war groß und uns kein Weg zu weit.

Der Eintritt war nur wenig Geld – 2,50 M oder auch bei sehr großen Kapellen 3,- oder 4,- M. Zu Trinken gab es "Fassbrause "oder etwas Bier. Zu Essen gab es ganz selten etwas.

Was nun die ersten Tanzkapellen betrifft, so ist es am besten wir fragen "Schuricht Manfred". Er war von Anfang an dabei und hat in verschiedenen guten Kapellen Klavier, Akkordeon und später auch die 16saitige Hawaii-Gitarre gespielt."

### Manfred Schuricht:

Im Oktober 1944 fanden sich drei junge Soldaten auf Urlaub zusammen, um in einem Hinterstübchen einer Gaststätte mit drei Freundinnen bei mitgebrachten Speisen und Getränken mal für zwei Stunden den Krieg und alles Unglück zu vergessen. Es war Hortenbach Siegfried, Hoppe Fred und Schuricht Manfred. Diese beiden hatten ihre Akkordeons mit und Manfred spielte Klavier. Hier entstand der Plan: "Wenn wir den Krieg überleben, werden wir eine kleine Kapelle gründen. Als Schlagzeuger nehmen wir Neeffe Max aus Lunzenau."

Im August 1945 war es soweit. Wir waren aus Gefangenschaft zurück und die Proben konnten beginnen.

Ich hatte das linke Auge durch eine russische Handgranate eingebüßt und jetzt ein Glasauge. Hoppe Fred hatte durch einen Bombensplitter den 4. und 5. Finger der rechten Hand verloren. Es verdient größte Hochachtung, wie er dennoch mit drei Fingern so gut Akkordeon spielen konnte.

Noten hatte sich jeder im Laufe der Jahre selbst gekauft und eingeübt. So konnten wir uns, nach 14tätiger fleißiger Probezeit, an die Öffentlichkeit



Manfred Schuricht (zweiter von links)

wagen. Der Name der kleinen Kapelle war "Das klingende Herz". Das war die erste Kapelle im Kreis Rochlitz und der erste Tanzabend. Start: "Dittrich Gasthof" in Langenleuba-Oberhain. Wir spielten im Laufe des Jahres im "Heiteren Blick" bei Penig, im Volksmund "Die Pfütze" genannt. Dann in der "Sonne" in Lunzenau und im Muldenschlösschen in Rochsburg, desgleichen im Muldenschlösschen an der Muldenbrücke in Lunzenau.

Nach einem Jahr klingelte ein sympathisches nettes Mädchen an der Haustür, sie hatte ihr Akkordeon mit und wollte mit mir das Programm der Kapelle "Alfred Riedel" aus Penig üben. Wir verstanden uns gut und ich wechselte zur Kapelle "Alfred Riedel", die bevorzugt im Saal "Zum Zeisig" bei Penig und in Langenleuba-Oberhain in "Webers Gasthof" spielte. Die Besetzung: A. Riedel – Schlagzeug, Schuricht – Klavier, Kühn Irmgard – Akkordeon, Raniri Heinz – Akkordeon.

Von da wechselte ich zu einem großen Tanzorchester (eine big band) als Pianist. Wir reisten in der ganzen DDR. Danach war ich beim Tanzorchester "Hans Schenk", Rochlitz. Gastspiele in "Stadt Leipzig" in Rochlitz und in Cossen sind mir noch gut in Erinnerung.

Das "Heinz Schulze Barquartett" war mein Traum schon immer! Im Sommer auf Rügen, im Winter im „Cafe Hertel“ in Burgstädt. Sonderklasse eingestuft. 3 schöne Jahre! Im Cafe Hertel spielten auch die "Gauchos" (sprich: Gautchos) –ein Quintett überragend gut! Fips Fleischer – Schlagzeug, Horst Fischer – Trompete, Walter Eichenberg – Trompete. Die Namen des Pianisten und am Bass weiß ich nicht. Alles Absolventen der Stadtmusikschule Burgstädt und später sehr prominent. Der Höhepunkt meiner Musikerlaufbahn war das "Hans-Keller-Quintett". Sonderklasse eingestuft. Unter Vertrag im "Haus der Freundschaft" (im "Krem") in Mittweida und ständig in den Bars in Karl-Marx-Stadt.

Ich bin dankbar, dass ich das kulturelle Leben im Kreis Rochlitz mitgestalten durfte, vor allem aber gesund blieb und alles aufschreiben konnte. Ich erhielt die Ehrenmedaille der DDR für mein Lebenswerk.

*Ich verbleibe mit herzlichen Grüßen,  
Manfred Schuricht (83)*

*Manfred Schuricht verbrachte seine Jugendzeit bis 1948 in Hohenkirchen. Jetzt lebt er in Theesdorf bei Geringswalde.*

## Alte Gaststätten erzählen...

### Gaststätte "Sächsischer Jäger" 100 Jahre im Familienbesitz



Das Grundstück, genannt "Zum Sächsischen Jäger", in Cossen ist seit 100 Jahren im Besitz der Familie Böhme in Cossen. Vom Großvater ist es auf den Vater und dann auf den Sohn, den jetzigen Besit-

zer über-

gegangen. Der Großvater, der 16 Jahre 8 Monate beim Königlich Sächsischen Gardereiter – Rgt. in Radeberg als Korporal stand, hat während der Feldzüge 1813 / 1815 die Völkerschlacht bei Dresden und Leipzig mitgemacht. Auf Vorposten wurde er von drei Kosaken überfallen und hat zwei von ihnen im Säbelgefecht so schwer verwundet, dass sie von den Pferden stürzten. Der dritte wurde gefangengenommen. Er selbst erhielt dabei einen Säbelhieb in den Unterkiefer, der ihn die gesamte untere Zahnreihe kostete. Als Invalid kam er dann ins Schreibbüro und erhielt eine kleine Pension. 1836 kaufte er von seinem Schwiegervater Gerstenberger

das einzige Haus von Cossen, das 1699 erbaut worden war. Am 17. Dezember 1858 kaufte dann der Vater Johann Gottlob Böhme das Grundstück. Von Beruf war er Maurer. Er stand 8 Jahre im 1. Jäger – Batl. in Leipzig und am 1. Mai 1903 übernahm dann sein Sohn, der jetzige Besitzer Richard Böhme, von seinem Vater das Grundstück.



Tageblatt – Druckerei Reinh. Schmidt, Burgstädt  
Sächsischer Jäger, Cossen

Nächsten Sonntag, den 23. August 1936, aus Anlass des  
1836 100jährigen Bestehens  
1936 laden wir alle Freunde und Gönner herzlichst ein.  
Familie Richard Böhme

*Wir danken Herrn Böhme aus Göritzthain für seine Zuarbeit  
Aus "Burgstädter Anzeiger" vom 21. August 1936*

## Erinnerung an meine Kindheit auf dem Schäfereiweg



Die Häuser auf dem Schäfereiweg sind fast alle etwa 1880 bis 1900 erbaut. Ich habe dort in der Nr. 116 meine Kindheit verbracht, und sie erschien mir trotz vieler Entbehrungen doch recht behütet und glücklich.

Als ich Kleinkind war, waren auf der einen Seite unsere Nachbarn (Nr. 117) die alten Chemnitzers. Nachdem beide, nach meiner Erinnerung kurz nacheinander verstorben waren, übernahm Karl Donner mit seiner Frau Hedwig und den Kindern das Haus. Auf der anderen Seite in der 115 wohnte Clara Sittner mit ihrer Tochter Gertrud und der Familie ihres Sohnes Karl mit seiner Frau Marie und Sohn Gerhard. Während

des Krieges kehrte die inzwischen verheiratete Tochter Gertrud mit ihrem Mann Otto Buchholz wieder ins Elternhaus zurück. Otto Buchholz beschäftigte sich mit Biochemie und wahrscheinlich auch mit Homöopathie und bastelte viel. In den ersten Nachkriegsjahren hielt er im Volkshaus Vorträge mit Vorführungen über Hypnose, die damals als kleine "Sensation" galten und in aller Munde waren. Frau Buchholz beschäftigte sich als Hobbygärtnerin. Bei ihr konnte man immer schöne Blumen bekommen.

In unserem Haus befand sich vor meiner Zeit eine Tischlerwerkstatt, die mein Urgroßvater betrieb. Überhaupt verdienten die meisten Anwohner hier ihren Lebensunterhalt als kleine Selbstständige. So gab es zwei Zigarrenfabrikationen. In der 118 war das Fritz Steinbach mit seiner Frau Hedwig und ein bis zwei Helfern, in der 121 Gustav Quark mit seiner Frau. Gustav Quark soll ein guter Turner gewesen sein, der sich als Nachwuchsstrainer verdient gemacht haben soll. Ich habe als Kind öfter der Frau Steinbach beim abrippen der Tabakblätter zugeschaut. Mit großem Interesse verfolgte ich auch das Einrollen der Zigarren in Handarbeit, das ziemlich schnell ging und eine große Kunstfertigkeit verlangte.

Zwischen den beiden Zigarrenmachern wohnten im schmalsten Haus der Häuserreihe Kurt Hahn und seine Frau Gertrud. Er war Maler, und sie wusch in den letzten Kriegsjahren und einige Zeit lang nach dem Krieg die Wäsche für viele Angehörige der Firma Gräetz, die wegen der Bombenangriffe ihre Produktion von Berlin nach Lunzenau verlegte und viele Arbeiter mitbrachte. Die Wäsche wurde immer auf der Wiese vor dem Elsbach gebleicht. Es gab ja nicht genügend und keine ordentlichen Waschmittel.

Im nächsten Haus (Nr. 120) teilten sich Herrmann Bohne, sein Sohn Karl mit Frau Milda und Tochter Ilse den Wohnraum. In Erinnerung ist mir noch das markante Gesicht von Bohne, Herrmann mit seinem weißen Vollbart. Außerdem trug er stets die "obligatorische" blau Schürze.

Am Ende der Häuserreihe in der 122 befand sich Harzendorfs Schürzenzentrale. Das war ein kleiner Laden, in dem es in der Werkstatt gefertigte Schürzen und verschiedene andere Kurzwaren zu kaufen gab. In dem kleinen Raum hinter dem Laden waren Verwandte von Fritz Harzendorf

(Hedwig Donner, Marie Walter) und seine Frau Hannel mit dem Zuschneiden und Nähen beschäftigt.

Am anderen Ende der Häuserreihe, wo die Häuser etwas weiter zurück oberhalb des Weges als Einzelhäuser stehen, wohnte Hedwig Heyde mit der Familie ihres Sohnes, im nächsten Haus Fritz Stein. Er war Steinmetz und hielt eine ganze Zeit Biber in einem Basin in seinem Garten. Daran schloß sich das Haus der Familie Edwald Groh an, die dort mit der Familie Max Richter lebte. Daneben arbeitete der Schuster Vahldiek in seiner Werkstatt. Etwas Mystisches hatte für uns Kinder immer die Villa von Oskar Hölzel oberhalb des Schäfereiweges. Er wohnte als alter Mann allein dort. Man sagte, er habe einen Drachen, den er nachts manchmal ausführen würde. Es muss aber wohl ein Pferd gewesen sein, das wegen Kolik nachts bewegt werden musste. Im Gut daneben wirtschafteten Max Hölzel, der Sohn von Oskar, und seine Frau Liesbeth.

Unsere beste Spielgelegenheit war die Wiese vor den Reihenhäusern und der Bach. Er musste bei jeder Breite übersprungen werden, das war "Ehrensache". So manches Mal kamen wir mit nassen Strümpfen nach Hause, wenn bei den vielfältigen Ballspielen ein Ball im Bach gelandet war und wir ihn bis zum Wehr noch nicht herausfischen konnten. Wenn ich beim Bäcker Blaue auf der Altenburger Straße Brötchen holen musste oder Milch, die beim ehemaligen Fleischer Uhlig auf dem früheren Hofeweg verkauft wurde, führte mich mein Weg nur sehr selten über die Brücke. Es ging meistens über den Bach. Dabei hatten wir Kinder aber immer den Stellmacher Karl Zschache zu fürchten, der die Wiese gepachtet hatte. Er schimpfte, dass wir ihm das Gras niedertraten.

Wir ärgerten uns über die Stange, die den Weg von der Wiese abgrenzte. Sie war eckig. Da eignete sie sich äußerst schlecht zu Turnübungen. Lediglich zum Balancieren konnte man sie gut nutzen. Damals spielte sich vieles vor der Haustür ab. So saß Kurt Hahn manchmal mit seinem "Zerwanst" vor der Haustür und spielte. Die Kinder scharten sich um ihn und freuten sich an den Melodien.

Die alten Linden an der Altenburger Straße könnten noch so vieles erzählen. Sie stehen fast so da wie in meiner Kindheit. Aber in den Häusern wohnen jetzt überall andere Menschen oder die Nachkommen der früheren Besitzer.

Marianne Sperling geb.: Voigt



### Liebe Leser, liebe Heimatfreunde,

zum dritten Mal erscheint jetzt das Heimatblättchen in Folge und wir sind sehr glücklich über die Resonanz, die es überall findet und möchten es auch in den Folgejahren weiter leben lassen. Wir werden gebeten es zu erweitern, es hier und dorthin zu senden und auch keinen Haushalt bei der Verteilung auszulassen.

Aber der Druck, das Papier, der Vertrieb, die Verteilung, die Versendung an ehemalige Lunzenauer kosten mehr als wir derzeit haben. Wir bitten deshalb um Verständnis wenn wir um freiwillige kleine Spenden bitten, die auf das **Konto 3120000433**, Bankleitzahl 87051000 Sparkasse Lunzenau, Kennwort: Heimatblatt zu überweisen. Spender werden wir im nächsten Heft gern beim Namen nennen.

Herzlichen Dank für Ihr Verständnis.

## WOLFGANG BÖNITZ: Ein bleibender Eindruck: Die große Wäsche!

Auch bei der in Abständen von vier bis fünf Wochen stattfindenden "großen Wäsche" wurde ich mit dem unentbehrlichen Handwagen zur Hilfeleistung herangezogen. Die große Wäsche war immer ein Ereignis, an das die Frauen - das Waschen gehörte generell zu ihren Pflichten - zwar mit vielen Seufzern, aber auch mit dem unbedingten Willen, das Ganze hinter sich zu bringen, herangingen. Manchmal warteten sie auch etwas länger, weil die Wäschemenge im Zuber noch zu gering war, so daß sich das Anheizen des Kessels nicht wirklich gelohnt hätte. Auch sehnten sie stets eine beständige Schönwetterperiode herbei, damit das Bleichen und Trocknen ohne Probleme vor sich gehen konnte. Regnete es in die zum Trocknen aufgehängten oder zum Bleichen auf einer Wiese ausgelegten Wäschestücke hinein, hieß es scherzhaft "der Ehemann sei nicht brav gewesen, er habe nicht gefolgt". Die Länge der Perioden zwischen den Waschereignissen bedingte auch, daß immer ein genügender Vorrat an Wäsche, besonders an Bettwäsche, im Schrank verfügbar war. Junge Mädchen und deren Mütter prahlten manchmal mit der Aussteuer und der Anzahl der möglichen Bettwäsche-wechsel ("das Mädchen hat zwölfmal überzuziehen!"), wohl auch, um einen wichtigen Teil der vorhandenen Ehefähigkeit zu beweisen. An den Waschtagen waren die Frauen nicht mit normalen Maßstäben zu messen und ein wahrhaft zutreffender Spruch lautete: "Wenn die Frauen waschen oder backen, haben sie den Teufel im Nacken". Jeder Familienangehörige war bemüht für eine stimmige Atmosphäre zu sorgen, um die Hausfrau nicht zusätzlich zu reizen. Die hintergründige Bedeutung der Aussage an den Ehemann: "Heute nicht, ich habe große Wäsche!" wurde mir erst später klar. Kam ich am Washtag aus der Schule, stand meine Mutter in dem kleinen Waschkeller und hatte den großen Waschkessel mit der von mir vorbereitend dort gestapelten Kohle und dem klein gehackten Holz geheizt. Sie befand sich inmitten dichter Wrasenschwaden, so daß ich sie beim Betreten des Kellers auf Anhieb nicht sehen konnte. Die einen Tag vorher schon eingeweichte Wäsche wurde im Kessel gekocht und mußte mit einem langen Holzlöffel in Bewegung gehalten werden. Das Mittagessen bestand an diesem Tag meist nur aus einer Suppe, die ich mir selbst aufwärmte und der Empfehlung: "... mach Dir mal noch 'ne Bemme dazu".

Zu dieser großen Wäsche, auch Kochwäsche genannt, gehörte die Bettwäsche und überhaupt die gesamte weiße Baumwollwäsche. In einer Seifenlauge bearbeiteten die Frauen die Wäschestücke nach dem Kochvorgang mit einer Wurzelbürste auf einem Waschbrett. Waschbretter sind heute wohl nur noch bekannt als Musikinstrumente, die so genannten "skiffleboards", und durch den von jungen Männern angestrebten (und von jungen Mädchen liebevoll gestreichelten!) "Waschbrettbauch". Danach wurde die Wäsche in einigen großen Holzbottichen mehrfach gespült - welche fortgesetzte große körperliche Leistung war wiederum nötig, die Wäsche von einem Bottich in den anderen zu bringen und jeweils das Wasser zu wechseln - und anschließend geschleudert. Zum Schleudern mußte sie aber erst in Zinkwannen oder großen Wäschekörben aus dem Keller heraus getragen und auf einem Handwagen zu einer Schleuder gebracht werden, die im Wohngebiet deren Besitzer für ein paar Groschen vermieteten. Die Schleuder hatte keinen Motor, sondern wurde mit einer großen Handkurbel

bewegt, bis das Wasser aus der Wäsche zentrifugal heraus gedrückt und abgeflossen war. Das war meine Aufgabe, die ich relativ gern erledigt habe. Danach kam die Wäsche im Freien auf die Leine zum Trocknen; alles peinlich genau nach Wäscheart und Stückgröße angeklammert! Natürlich von mehreren Stoßgebeten, das Wetter betreffend, begleitet.

Auch im kalten Winter und sogar bei leichten Frostgraden wurde die Wäsche zunächst im Freien aufgehängt, weil zumindest ein Teil der Feuchtigkeit an die Außenluft ging. Die manchmal noch steif gefrorenen Laken hängte man abschließend noch einmal auf dem meist winzigen Dachboden auf.

Nach dem Trocknen ging es zur Mangel, um die Wäsche schrankfertig zu glätten. Wieder war ich für den Transport zu dem Mangelraum im Wohngebiet zuständig, alles mit dem kleinen Handwagen der Familie. Dort angekommen, wickelte meine Mutter die Wäsche mit einem "Mangel-tuch" um einen runden Holzzapfen mit einem Durchmesser von ca. fünfzehn cm, einer so genannten Docke, legte diese auf den Mangel-tisch und ließ den Mangelkasten - eine schwere, mit Steinen gefüllte Holzkonstruktion - zum Glätten der Wäsche an. Meine Mutter, wegen des erkennbaren Fortschritts bei der Bewältigung der einzelnen Wäschegänge wieder fröhlicher geworden, sang dann oft den alten Gassenhauer "Komm, hilf mir mal die Rolle dreh'n, Du bist so jung und stramm...". Sie wollte damit vor allem bei mir für eine positive Stimmung sorgen, ich sollte die Hausarbeit als notwendige, nicht als nur aufgebürmte Pflicht empfinden.

Der Mangelkasten war wenigstens schon mit einem Motor versehen, doch als Vorschulkind habe ich mit meiner Oma Emma an einer Mangel gedreht, die noch mit einer Handkurbel betrieben wurde. Wieder mit dem Handwagen nach Hause transportiert, konnte die Wäsche endlich, sauber und geglättet, in den Wäscheschrank gelegt werden. Das war für die Frauen wohl der schönste Moment, wo sie sich mit vollauf berechtigter Befriedigung und vielen erleichterten Seufzern über den frischen Wäscheduft freuten.

Im Sommer mußte die Wäsche bei Sonnenschein zusätzlich noch auf die Bleiche. Im gespülten nassen Zustand, wieder mit dem Handwagen, mußte ich die Wäsche auf die Wiese eines Nachbarn am Schäfereiweg ziehen und dort gemeinsam mit Mutter auslegen. Jetzt kam meine alleinige Verantwortung: aller zwei bis drei Stunden hatte ich die ausgelegte Wäsche zu wässern. Das wäre einfach gewesen bei einem Schlauchanschluß an dem Wasserhahn. Ein Schlauch war aber nicht vorhanden und so mußte ich das Wasser in Eimern holen, in eine Gießkanne umschütten und die Kanne über der ausgelegten Wäsche schwenken. Im Normalfall war das eine Fläche von ca. 100 - 150 qm. Manchmal liefen, während die Sonne und mein versprengtes Wasser ein strahlendes Weiß erzeugten, auch paar Hühner über die schönen gebleichten Laken und schi.... zu allem Überfluß noch darauf. Und obwohl das mit der abschließenden Spüle der gebleichten Wäsche wieder entfernt wurde: Ich hätte die Biester am liebsten in der Pfanne gesehen, wenn sie meine Arbeit derart würdigten! Eine "große Wäsche" nahm mit allen Arbeitsgängen fast eine Woche in Anspruch. Kein Wunder, wenn die Frauen am Ende sehr erleichtert waren und natürlich auch stolz auf ihre Leistung.

Noch nicht erwähnt habe ich, daß die sogenannte bunte Wäsche ja auch noch gewaschen

werden mußte. Die Handtücher, die Oberhemden, Blusen, Socken usw.; was dann auch meist in großen Kesseln in der Wohnküche geschah und noch einmal einen erheblichen Aufwand erforderte - dennoch, der "Kessel Buntess" wurde schon wesentlich lockerer genommen.

Wenn ich das aus der Erinnerung heraus niederschreibe, wird mir noch einmal sehr deutlich bewußt, was für eine große körperliche Belastung der Frauen und Mütter ein kompletter Waschvorgang darstellte und auch welch starker Wille nötig war, sich dieser Prozedur in den vorausbestimmten Abständen zu unterziehen. Zusätzlich wirkte noch die in der Kriegs- und Nachkriegszeit miserable Qualität der Waschmittel sowie die starke Belastung der Hände und der Unterarme durch das vor allem im Winter eiskalte Spülwasser. Zwangsläufig traten Hautveränderungen an den Händen und Armen, Muskelzerrungen und rheumatische Beschwerden auf.

Es war Schwerstarbeit!

Und heute? Die Entwicklung der Technik, der Waschmittel, der verwendeten Stoffarten u.a.m. haben die vorstehend beschriebenen, körperlich sehr belastenden Arbeitsgänge fast alle verschwinden lassen, zumindest stark verändert und das Waschen wesentlich erleichtert. Bei einem häufigeren Wäschewechsel oder einem bekleckerten Hemd muß man auch kein schlechtes Gewissen mehr haben. Gott sei Dank!

### *Sehnsucht nach Lunzenau*

Seit fünfzig Jahren fern der Heimat.

    Du mein schönes Muldental

    Lunzenau du liebes Städtchen

Ich denk an dich viel tausendmal.

    Vor sechzig Jahren kam der Ami,

    beschenkte uns am Straßenrand,

zum kauen bekam man süßen Gummi,

    Schokolade war uns unbekannt.

Ich denk an dich, du Muldenbrücke,  
einst Grenzstation von Ost und West  
und Deutschland lag zerdrückt in Stücke,  
der Hunger quälte uns wie Pest.

Man wuchs heran und lernte lieben

    Beruf, das war die Weberei.

    Die Nostalgie, sie ist geblieben

    Und Heimat die geht nie entzwei.

Mit schweren Herzen, den Kopf voll Pläne,  
bin ich in den Westen, "nieber" gemacht!

    In dem einen Auge war die Träne,

    das andre hoffnungsvoll gelacht.

So sind wohl die alten Sachsen,  
himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt.  
Mit fleißigen Händen so lassen sie's wachsen,  
doch Heimat, die bleibt im Gemüt.

    Sooft ich kann gehen meine Schritte  
    zu dir, mein schönes Lunzenau.

Als Sehnsucht bleibst du Herzensmitte,

    Für dich ist stets der Himmel blau.

*Werner Scheibner*

*Werner Scheibner ist ein gebürtiger Lunzenauer und lebt seit vielen Jahren im Saarland.*



## Die Hausschuhproduktion in Lunzenau

Ich möchte über die Chronik der Schuhfabriken von Lunzenau berichten. In den zwanziger Jahren gab es in Lunzenau drei Schuhfabriken. Die erste Karl König bestand in der Zeit von 1920 an, bis 1928 diese Firma in Konkurs ging. Die Geschäftsräume befanden sich auf der Friedensstraße, welche später als "Tivoli" genutzt wurden. Der Betriebsitz der zweiten Schuhfabrik Fritz Walter befand, welche Kinderschuhe herstellte, befand sich auf der Dr. Otto- Nuschke- Straße. Später wurden die Räumlichkeiten von der Firma Fritz Haage genutzt, welche Hebebühnen herstellte. Die Fa. Fritz Walter ging ebenfalls nach einigen Jahren in Konkurs. Gegenüber von Fritz Walter befand sich die Städtische Badeanstalt. Der mir zuletzt bekannte Bademeister hieß Paul Korn. Als Umkleidekabinen wurde ein Holzhaus für Mädchen und Jungen getrennt genutzt. Wenn der Bademeister guter Laune war, ließ er uns Kinder mit seinem Boot bis Kübler's Wehr um eine heute nicht mehr existierende Insel herum fahren. Das Boot war groß genug für zehn bis fünfzehn Kinder. Zurück zu den Schuhfabriken. Die dritte Schuhfabrik über die ich noch berichten möchte wurde von Franz Pfefferkorn betrieben. Seine Werkstatt befand sich ebenfalls auf der Friedensstraße im Haus der Familie Hering. (1.Reihenhaus) Gegenüber liegt der Friedhof von Lunzenau. Gearbeitet wurde im Erdgeschoss, aber bald reichten die Räume nicht mehr aus und deshalb musste gebaut werden. Es entstanden auf der August-Bebel-Straße eine neue Fabrik, welche aber im 1. Weltkrieg 1918 auch in Konkurs ging. Im Jahr 1923 wurde von Herrn Meister die unterste Hälfte des Gebäudes errichtet, hier wurden Schuhe aller Art hergestellt, sowie die beliebte flexible Sandale. Die wirtschaftliche Lage ergab, dass Herr Meister seinen Betrieb 1933 wegen Auftragsmangel schließen musste. Seit dieser Zeit stand der Betrieb still bis die Firma Steyer aus Freiberg die Fabrikräume übernahm. Ab 1935 wurde die Auftragslage wieder besser und die Schuhherstellung der Fa. Steyer boomte bis 1972, als die 2. Welle der Enteignung auch diese Firma traf. Der damalige Chef war von jetzt an als einfacher Arbeitnehmer beschäftigt.

Als in Deutschland 1989 die politische Wende kam, war auch für die dritte Schuhfabrik in Lunzenau das Ende gekommen. In meinem Besitz befindet sich noch heute ein Foto, welches die Firma Franz Pfefferkorn zeigt. Aufgenommen wurde es im Hof der Familie Hering. Auf dem Hausgiebel im Hintergrund steht "Cementfabrikation, Rohr-Verkauf Bernhard Heyer und Sohn". Bei der Schuhherstellung damals in Lunzenau wurden ausschließlich Pantoffeln und Hausschuhe gefertigt. Zum Schluss meines Berichtes möchte ich noch die Fa. Emil Dittrich und die Fa. Edmund Pfefferkorn erwähnen, die als zwei kleine Schuh- und Pantoffelhersteller in Lunzenau bis in die siebziger Jahre ihre Werkstätten betrieben.

Lunzenau, im August 2005

Walter Pfefferkorn



## Lunzenauer in aller Welt

### Von Lunzenau nach Abington (Massachusetts, USA), von Rose Osborne geb. Jordan

Als jüngstes von zehn Kindern wurde ich 1924 in Lunzenau geboren. Es waren drei Jungen und sieben Mädchen, die meine Mutter zur Welt brachte. Wir wohnten in Lunzenau in der Wilhelmstraße (heute Johannes - Strehle - Straße). Als mein Vater im ersten Weltkrieg zum Militär eingezogen war, mußte meine Mutter schon für fünf Kinder sorgen. Foto 1 (Fam Jordan)

Zehn Kinder, wie geht denn das, wird sich heute mancher fragen. Es ging sogar sehr gut. Meine liebe Mutter spielte die Hauptrolle und sorgte mit viel Liebe, Geduld, Fürsorge, festen Glauben und viel Humor dafür, daß alles geordnet vor sich ging und was in einem zwölfköpfigen Haushalt nötig ist, auch tatsächlich erledigt wurde. Die Wohnung war relativ geräumig, na ja, bißchen größer hätte sie



schon sein können, doch wir hatten einen Garten und einen geräumigen Hof. Wir Kinder wurden immer zu einer fröhlichen und bewußten Disziplin angehalten, was uns erleichtert wurde, weil unsere Familie durchweg sehr musikalisch war. Alle spielten mehrere Instrumente, Melodien wurden ständig gesummt, gesungen, gepfiffen und mit einem Instrument, meistens einer Mundharmonika, begleitet. Alle Arbeiten wurden somit in einer fröhlichen Atmosphäre erledigt. Mit meinem Bruder Paul mußte ich z. B. jeden Sonnabend die Schuhe der ganzen Familie putzen. Was haben wir dabei fröhlich gesungen! Um uns herum war so meist gute Laune und alle

Geschwister hatten ein sehr gutes Verhältnis untereinander. Weiter lernten wir Disziplin, vor allem aber Selbstdisziplin, durch den Sport.



Unser Vater war seit 1900 Mitglied des Turnvereins 1860 in Lunzenau, er war ein begeisterter Turner, Vorturner und Leiter von Turngruppen und brachte es in dieser langen Zeit seines Wirkens bis zum Oberbezirksturnwart. Er gründete 1920 die weit und breit erste Frauenabteilung für Gymnastik, die begeisterten Zulauf von den Lunzenauer Frauen und Mädchen hatte. Wir Kinder waren sehr stolz auf unseren Vater, wenn er bei den damals zahlreichen Umzügen und sportlichen Veranstaltungen im weißen Turndreß auftrat und seine Turnerinnen und Turner zeigte, aber er selbst auch, was sie konnten. Für uns Kinder war er

immer Vorbild und alle sportlichen Aktivitäten wie Schwimmen, Turnen, Schilaufen usw. nahmen wir begeistert an. Foto 2 (Turner)

Aus Anlaß des 75-jährigen Bestehens des Turnvereins 1860 im Jahre 1935 wurde mein Vater noch hoch geehrt, aber das fröhliche "Gut Heil" der Lunzenauer Turner mußte danach immer mehr dem Hitlergruß weichen. Mein Vater wurde kurz vor Kriegsbeginn, da er nicht in die NSDAP eintreten wollte, von seinen Aufgaben "abberufen". Ein unvorstellbar harter, entehrender Schlag für ihn, den er nie verwinden konnte. Nur wenig später erkrankte er an Schüttellähmung.

Kurz vor Kriegsbeginn kam ich aus der Schule. Ich wollte Modezeichnerin werden, begann auch eine vorbereitende Lehre als Schneiderin, aber dann klappte es doch nicht und im Krieg wurden ja ganz andere Anforderungen gestellt. Ich fand eine Anstellung in einem Büro der Mechanik GmbH in Rochlitz, einem Rüstungsbetrieb der Pitter AG. Ich bewarb mich als man Technische Zeichner für das Konstruktionsbüro suchte und wurde angenommen. Nach kurzer Zeit hatte ich mich eingearbeitet und konnte mit selbständigen Aufgaben betraut werden. In Rochlitz wurden damals Hydraulikelemente für Fahrgestelle in den Junkers Kampfflugzeugen JU 87 (Stuka) und JU 88 hergestellt und nach Dessau zur Montage geliefert. In jener Zeit waren ca. 1500 Arbeitskräfte in der Mechanik in Rochlitz tätig. Darunter waren im letzten Kriegsjahr viele ungarische jüdische Frauen, die zunächst sofort nach Auschwitz transportiert werden sollten, aber dann in vorläufiger Aufschiebung dieser Absicht, in Rochlitz für die Metallbearbeitung angelernt wurden. Ich habe diesen armen, furchtbar leidenden und abgemagerten Frauen und Mädchen oft meine Schnitten und auch andere Lebensmittel durch das Fenster zugeworfen, wurde aber von den Bewachern mehrfach streng deswegen verwarnt. Nach Kriegsende arbeitete ich im Konstruktionsbüro der Graetz AG in Lunzenau, die 1946 in die nunmehr frei gewordenen Hallen meines früheren Arbeitgebers, der Mechanik GmbH in Rochlitz zog. Da wollte ich aber nicht wieder hin, machte mich zunächst selbständig und arbeitete als Modell für den Fotograf Schlegel in Lunzenau, für den ich auch noch Fotos kolorierte; weiter gestaltete ich auch Reklameschriften. Aber viel Reklame war ja 1945 nicht zu machen, so zog ich mit einer Freundin im Herbst 1946 - wohl das magerste und schwierigste Jahr nach dem Krieg - über die Grenze in die amerikanische Besatzungszone und fand eine Unterkunft in Biberach bei Freunden. Ich arbeitete da als Verkäuferin, siedelte aber 1947 nach Berlin um und wohnte in dem Westberliner Stadtteil Zehlendorf. Damals konnte man noch zwischen Westberlin und Sachsen ungehindert reisen, so daß ich wieder näher bei meiner Familie und ihren Problemen war und sie auch ein wenig unterstützen konnte. Ich arbeitete zunächst im Haushalt einer amerikanischen Offiziersfamilie bis ich die notwendige Aufenthaltsgenehmigung für Berlin erhalten hatte. Danach konnte ich mich beim Elektroamt Zehlendorf bewerben und fand dort 1948 Anstellung als technische Zeichnerin. Meine lieben Eltern starben kurz hintereinander 1949 und 1950 - ein schwerer Schlag für mich.

In dieser Zeit lernte ich meinen Mann Robert kennen, der als Soldat bei der US Armee diente und in Zehlendorf stationiert war. Einen US Soldaten zu heiraten war ein ziemliches Wagnis, denn viele junge Mädchen und Frauen wurden sehr enttäuscht mit diesen Verbindungen. Ich hatte Glück, denn Robert erwies sich als der Mann meines Lebens - ein prächtiger Kerl, der

nie etwas versprach, was er nicht halten konnte. Wir heirateten 1953 - prüften uns also ca. drei Jahre - und im gleichen Jahr wurde unser Sohn James geboren. Als wir im Dezember 1953 in die Vereinigten Staaten reisten, war James schon US - Bürger, ich hingegen noch nicht, ich mußte noch ein wenig warten. 1959 wurde unsere Tochter Bonnie geboren und ich war fortan Hausfrau und Mutter.

Es war keine leichte Zeit des Eingewöhnens für mich, ich mußte sehr schnell die englische Sprache lernen (zum Glück hatte ich im Englischunterricht in Lunzenau bei Frau Meister gut aufgepaßt), denn in meiner Umgebung gab es nur wenige Deutsche, aber sehr viele Irländer und Italiener. Auch das Heimweh plagte mich damals noch sehr. Damit ich nicht die deutsche Sprache verlernte, trat ich dem Bertelsmann - Buchklub bei und blieb so mit der deutschen Sprache immer verbunden. Auch der Kontakt zu meiner Familie und zu meiner Heimatstadt Lunzenau blieb intensiv und herzlich. Meine älteste Schwester Trudi schrieb mir zeit ihres Lebens jede Woche sehr bewegend und ausführlich. Mein Bruder Paul spielt mir heute noch zu Beginn eines jeden Telefongesprächs mit ihm ein wenig auf der Mundharmonika vor. Er ist es auch, der sehr lange in dem großartigen Blasorchester unter der Leitung von Werner Goldammer mit viel Freude und an mehreren Instrumenten mitwirkte.

Sehr berührt lese ich immer wieder die heimatgeschichtlichen Betrachtungen von Otto Lorenz, Rolf Judenfeind, Gert Berthold, Wolfgang Bönitz und vielen anderen und genieße so die Erinnerungen an Lunzenau; lasse alles an meinem geistigen Auge vorüber ziehen und interessiere mich seit jeher für Zeitgeschichte. Auch die Berichte über die Gestaltung des Heimathauses interessieren mich, das war ja bei uns "glei um de Egge" und ich bin täglich da vorbei gegangen.

Mit meiner Familie besuchte ich 1973 meine Heimat, Lunzenau und alle Verwandten und Freunde. Es waren wunderschöne Tage, wenn auch die damaligen Einreiseformalitäten für US - Bürger in die DDR recht aufwendig waren.

Mein Mann Robert war ein angesehener Facharbeiter, so daß wir ein materiell relativ gesichertes Leben führten. Mit unseren beiden Kindern haben wir viele Ausflüge am Wochenende und im Urlaub unternommen. Mit einem VW Käfer fuhren wir meist an einen der klaren Seen in der Umgebung oder manchmal sogar bis an den Atlantik. In Abington erbauten wir uns ein Haus in dem hier üblichen Bungalowstil, mitten im Grünen und fühlen uns sehr wohl darin. Wir fanden gute Freunde und Nachbarn und es ist bis heute mein Ziel geblieben, immer für eine gute und freundliche Atmosphäre um mich herum zu sorgen und freue mich, wenn das erwidert wird.

Ich kann sagen, daß ich in meinem Leben glücklich geworden bin. Unsere Kinder haben angesehene Berufe erlernt und sind erfolgreich in ihrem Leben. Mein lieber Robert hielt stets zu mir und unterstützte mich, wo immer er konnte. Vor zwei Jahren feierten wir in einer schönen Gartenparty unsere Goldene Hochzeit. Aber immer noch denke ich viel an meine Heimatstadt, an meine Familie, an die schönen und fröhlichen Erinnerungen - das Schlechte und Bedrückende, z. B. der Kriegsjahre, tritt ja mit zunehmenden Abstand in den Hintergrund.

Ich grüße meine liebe Heimatstadt und alle die mich noch in Erinnerung haben sehr herzlich und verbleibe mit den allerbesten Wünschen.

Rose Osborne

(Lektoriert von Wolfgang Bönitz)

Foto 3: Rose (links) mit Tochter Bonnie





## Ein Lunzenauer in Virginia

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wanderte Franz Julius Lüpfer von Lunzenau nach Virginia, Amerika, aus.

Sein Vater, Gottlieb Lüpfer, stammte aus dem Bauernhof der Lüpfer in Niederelsdorf, nahe Lunzenau. Seine Mutter war Rosine Pfefferkorn, Tochter des Bauern Tobias Pfefferkorn aus Oberelsdorf. Die Eltern von Franz waren rund 20 Jahre im Besitz der Kellermühle Lunzenau, einer mit der Wasserkraft des Elsbaehes betriebenen Getreidemühle an der Strasse nach Niederelsdorf.

Über Gottlieb und Rosine Lüpfer schrieb später ein Chronist: "Gottlieb und sein Schatz saßen zu viel und zu lange unter dem Holderbusche hinter dem Hause". Die beiden hatten 10 Kinder. Franz war der älteste Sohn. Er lernte in Penig das Tischlerhandwerk.

Wie viele junge Männer in jener Zeit wurde Franz vom Fieber nach der "Neuen Welt" ergriffen. Vermutet wird auch, dass er durch die damalige Bevölkerungszunahme in Sachsen keine Arbeit fand und / oder in der sächsischen Armee nicht dienen wollte. Im Sommer 1852 verließ er seine Heimat und wanderte nach Hamburg.

Mit einem Segelschiff, der Bark "Johanna Elise", fuhr er über den Ozean. In den erhaltenen Einwanderungslisten von New York ist dokumentiert, dass Franz Lüpfer am 21. Mai 1853 amerikanischen Boden betrat. Dabei hatte er u.a. ein Problem mit seinem Familiennamen. Da es in der englischen Sprache den Buchstaben "ü" nicht gibt, wurde das "ü" in "ii" gewandelt, aus "Lüpfer" wurde "Liipfer".

In New York traf Franz Mr. Lewis Gilliland aus Halifax. Dieser hatte einen umfangreichen Auftrag vom College in Halifax übernommen und suchte dazu noch einen geschickten Tischler. Franz sagte zu und reiste mit ihm nach Halifax.

Franz Liipfer hatte wohl den Gedanken, nach Beendigung des Auftrages nach New York zurückzukehren, aber sein Schicksal war besiegelt, als er Lewis Schwester Mary Eliza traf. Es ist überliefert, dass Mary ein temperamentvolles Mädchen war. Sie war sehr hübsch und sich dessen auch bewusst. Was für eine Romanze muss es gewesen sein, der junge Mann mit einem faszinierenden Akzent und die lebhaft junge Frau. Sie heirateten 1857 und siedelten nach Clarksville; Virginia, über. Dort begannen sie, eine Möbelfabrikation aufzubauen. Franz war ein Möbeltischler von großem Geschick und Clarksville war eine wachsende Stadt und hatte einen Markt für Liipfers handgearbeitete Möbelstücke. Im Zentrum von Clarksville erbauten sie ein Wohnhaus und ein Fabrikgebäude. Das Fabrikgebäude wird heute als Kirche genutzt. Im Untergeschoss des Fabrikgebäudes befanden sich Drechselbänke, Sägen usw., von einem Pferdegepöpel angetrieben. Im Obergeschoss befanden sich weitere Werkstattträume, sowie das Verkaufslager. Die Strasse, in der sie wohnten, wurde "Deutsche Gasse" genannt.

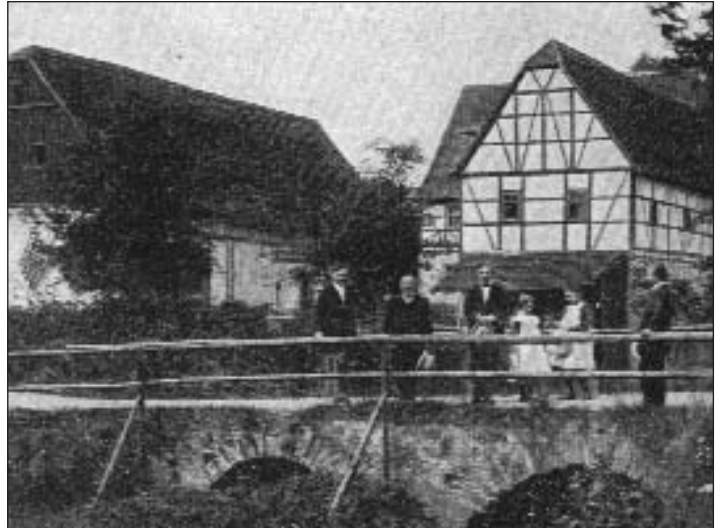


In Lunzenau waren die Eltern von Franz früh verstorben. Franz hielt zu seinen Geschwistern in Sachsen ständigen Kontakt. Einmal sandte er auch das Fahrgeld, damit eines seiner Geschwister zu ihm in die Nähe kommen sollte, aber es hat sich keines dazu entschlossen.

Ein Zeichen seiner Sehnsucht nach der Heimat ist eine Annonce. Der jüngste Bruder von Franz, Otto Lüpfer, hatte 1883 die "Schankstätte" am Markt in Lunzenau erworben, die er mit grossem Fleiße zum Hotel und Restaurant "Sächsischer Hof, Lunzenau" aufbaute. Franz beauftragte seinen Bruder Otto Lüpfer folgende Annonce in die Zeitung "Muldentaler Nachrichten" vom 26.01.1886 drucken zu lassen

Allen seinen Jugendfreunden und -freundinnen herzliche Grüße von Franz Julius Lüpfer, Clarksville, St. Virginia, Amerika. Im Auftrage Otto Lüpfer, Lunzenau."

Nur einmal kam Franz über den Atlantik nach Europa, um seine Verwandten und Freunde in Sachsen zu besuchen. Das war 1892. Im Jahre 1905 waren 2 Söhne von Franz, William und Otto Liipfer in Lunzenau zu Besuch. Das bezeugt ein Foto, aufgenommen vor der Kellermühle.



Im Mai 2001 besuchten 3 Nachkommen von Franz wieder Sachsen. Sie zeigten großes Interesse für die Lebensweise ihrer Vorfahren und für unsere heutige Situation. Sie interessierten sich für die erhaltenen baulichen Zeugnisse ihrer Geschichte ( Kellermühle, Rochsburger Kirche, Schloss Rochsburg, Bauernhof).

Der Auswanderer Franz Liipfer starb am 23. Juli 1895 in Clarksville infolge eines Unfalls.

Er hinterließ 7 Kinder und 23 Enkel.

Zu seinem Andenken setzte man ihm in Clarksville ein stattliches Denkmal, das nach über 100 Jahren heute noch gut erhalten ist.

*Es trägt die Aufschrift :*

*Franz Julius Liipfer*

*Born  
Lunzenau, Germany*

*Okt., 29. 1834*

*Died  
Clarksville, Virginia*

*July, 23., 1895*

Heute leben seine Nachkommen überwiegend in den Staaten North Carolina, Virginia und Georgia.

*Klaus Lüpfer  
Berlin*





### Eine Reise nach Jerusalem

Am 6. August des Jahres 1873 begaben sich die Buchbinderge- sellen Julius Eckhold aus Lunzen- au und Max Assmus aus Burg- städt, von Leipzig aus auf Wan- derschaft in die weite Welt.

Ihr Ziel sollte Jerusalem sein, was aber keiner der beiden Jünglinge je erreichte. Julius Eckhold führte über die Erlebnisse der Beiden ein Tage- buch, welches nach seinem Tode zu seiner Familie nach Lunzenau geschickt wurde. Leider ist das Originalbuch nicht mehr vorhanden. In mehreren Samstags-Beilagen der "Muldentaler Nachrichten" von 1910 wurde der Inhalt des Tagebuches in sechs Fortset- zungsfolgen wiedergegeben.

Diese Folgen liegen uns vor und werden im Originaltext von da- mals veröffentlicht.

Es ist für uns heute kaum noch vor- stellbar, dass diese beiden jungen Menschen in einem Jahr eine Strecke von fast 4000 km zu Fuß zu- rückgelegt haben und dabei oft nur Fußpfade und einfache Wege nutz- ten. Auch die Übergänge über Gebirge, bei oft widrigen Witterungs- umständen können wir uns heute eigentlich kaum noch vorstellen.

Die körperlichen Anstrengungen bei Hitze, Durst und Hunger hat unseren Wanderern zuletzt so zugesetzt, dass beide kurz vor dem Ziel in der Nähe von Beirut inner- halb weniger Tage verstorben sind. Für uns heute ist es sicher interes- sant, sich in eine Zeit zurückzuver- setzen, wo Reisen noch ein echtes Abenteuer und mit einer Menge von Gefahren verbunden war.

Die Ereignisse, die im Tagebuch beschrieben werden, liegen erst 130 Jahre zurück, uns erscheinen sie heute als unvorstellbar.

Volkmar Weigelt

*Auszüge aus dem Tagebuch des am 6. August 1874 in Beirut in Syrien gestorbenen Buchbinderge- sellen Julius Eckhold aus Lunzenau*

Erstveröffentlichung in der Beilage zu Nr. 128 der "Muldentaler Nachrichten" vom 29. Oktober 1910

## Auf der Reise nach Jerusalem

Zur Herbstzeit des Jahres 1873 wanderten fröhlich und wohlgenut die beiden jugendfrischen Handwerksleute Julius Eckhold aus Lunzenau und dem aus Burgstädt gebürtigen Max Assmus, die die Kunst der Buchbinderei erlernt, aus der Pleißestadt Leipzig hinaus, um sich die Welt anzusehen.

Mit Sing und Sang ging's durch die thüringischen Staaten bis sie die bayrische Grenze überschritten hatten und die Ortschaften Bayreuth, Nürnberg und Regensburg besuchten, um auf der schönen blauen Donau hinab nach der alten Kaiserstadt Wien zu fahren.

Vorbei eilte das Schiff an alten zerfallenen Burgen und Klöstern, an kühnen Felsen und Rebhügeln, an dem roman- tisch gebauten Passau und Linz vorüber und traf im Oktober am Landungsplatze ein, von wo aus man noch über eine Stunde marschieren musste, ehe man Wien erreichte.

Dort angekommen, wurde sogleich der eine Überzieher verkauft, wofür die jungen Leute einen Gulden bekamen und damit sofort das Asyl suchten, in welchem sie fünf Tage freies Nachtquartier und abends und früh Suppe erhielten. In der 7. Stunde des Morgens wurden alle Insassen aus dem Hause entlassen, während in der 6. Nach- mittagsstunde dasselbe geschlossen wurde.

In den nächsten Tagen besichtigten unsere beiden Wanderer die Sehenswürdigkeiten Wiens; sie besuchten das kaiserliche Schloß, den Palast des Erzherzogs, die Stefanskirche, den Prater und Weltausstellungspalast, das Lustschloß Schönbrunn, und wenn sich des Mittags der nie fehlende Hunger einstellte, so klopfen sie an ein Kloster, wo sie bereitwilligst Speise erhielten.

Im Buchbinderverein, der dieser Tage gerade Sitzung abhielt, nahm man sie freundlichst auf und stattete sie sogar mit einem Reisegeld von zwei Gulden aus. Durch die Güte verschiedener Kollegen war ihnen der Besuch der Kata- komben ermöglicht und die verschiedenen Sorten Wein im "wilden Mann", "roten Adler" und in der "Alhambra" ließen sie sich aufs beste munden.

Am 13. Oktober kehrten sie Wien den Rücken, und bald war Schwechat erreicht, von da wurde nach einem länge- ren Marsch Pressburg (Bratislava) aufgesucht, was am anderen Morgen "abgefochten" ward und etwa 2 Gulden Reisegeld einbrachte. Des Mittags suchten sie ein Schiff auf, was sie über Sandorf nach Komorn (Komárno) brach- te, auf welchem ihnen gemüthliche Schiffer Wein in Krügen zu trinken gaben und ihnen große Stücken Fleisch und Brot zur Weiterreise schenkten. Bis tief in die Nacht hinein wanderte sie von Komorn aus, ehe sie eine einsame "Scharta" fanden, woselbst sie auf einer Bank übernachteten mußten. Am nächsten Tage erreichten sie Buda-Pest und hielten in der dortigen Buchbinder-Herberge am Müllner-Teiche Einkehr. Vergeblich schauten sie sich am nächsten Tage nach Arbeit um, so legte man sich wiederum aufs Fechten, was 63 Kreuzer abwarf. Frohen Mutes unternahmen unsere Wanderer eine Besichtigung des Tiergartens, des Krönungshügels, Stadtwäldchen, der schönsten Kirchen und Gebäude, der Ratzeburg und dann ging's wieder hinaus auf die Landstraße über Stein- brück, Verles (Vecses), Pielitz (Pilis) durch eine sechs Stunden lange Pusta, bis sie endlich nach Szolnok gelang- ten, woselbst man ihnen Arbeit nur auf 1 \_ Tag anbot.

Nach dieser kurzen Reiseunterbrechung führte ihr Weg unsere Beiden auf schlechter Straße, über Hecken und Steine - nach Micklosch (Törökszentmiklós), in welchem Ort ein böser Hund dem einen, der sich im Hause ein Stück Brot erbat, seinen einzigen Rock zerriß, sodaß eine gründliche Ausbesserung dringend notwendig war.

Es war eine traurige Wanderung, die nun folgte, mitten durch endlose Pußten, gequält von Hunger und Durst, kamen sie endlich bei Regen und Sturm unter dem größten Frost nach Großwardein (Oradea-Rumänien), vor welcher Stadt sie von einem Banduren aufgehalten wurden, der sie ins Stadthaus brachte, woselbst die Wanderer die Erlaubnis erhielten, den Ort nach allen Richtungen "abfechten" zu dürfen. Brot und Fleisch erhielten sie reich- lich in einem Kloster.

Ihr Weg führte sie weiter nach den ungarischen Karpaten, in welchen sie einen Grenzer zu Pferde trafen, der ihnen mitleidig 10 Kreuzer schenkte.

Oftmals mußten sie in einem Heuhaufen übernachten oder schliefen an einem Feuer, das sich Arbeiter, um sich zu erwärmen, während der Nacht bereitet hatten, In Torta trafen sie einen guten Freund, der sein Essen mit ihnen teilte und vieles im Wirtshause bezahlte. Bei stockfinsterner Nacht wanderte man über Felwietz und Emmiet, an der zerschossenen Burg der Raubfürstin Antoniette vorbei nach Kadshurg (Alba Julia), woselbst die beiden Leute in der Buchbinderherberge aufs freundlichste beherbergt wurden. Am nächsten Morgen besuchten sie die Festung ,den Bischof des Ortes, der ihnen ein Mittagmahl zukommen ließ, und wanderten in eine von Sachsen und Walla- chen bewohnte Gegend nach Mühlbach, Reißmark und Großbaltin, in welcher sie an Speise und Trank nicht Not zu leiden hatten. Der kalte November war bereits gekommen und trotzdem setzten unsere Leute ihre Reise fort Bei Regen und Schneegestöber, auf morastigen Straßen liefen sie weiter auf Stiefeln, die längst ihre Sohlen verloren hatten und traten endlich in die schöne Hermannstadt (Sibiu) ein. Herzlich war die Aufnahme bei den dortigen Kollegen. Bei Wein und Zigarren ward fröhlich gesungen und gescherzt; und einer der gewonnenen Freunde war so liebenswürdig, den armen Reisenden am nächsten Tage je ein Paar Schuhe zu schenken Wie neugeboren - frisch rasiert und von dem Staub der Reise befreit - wanderte man nun trotz eines heftigen Schneegestöbers über Unterhohemach, Wenin, Fogarasch, Flecklethelm, bis nach Kronstadt (Brasov), auf welchem Wege sie vieles zu erdulden hatten. Die Straße führte mitten durch das Hochgebirge der Karpaten, woselbst Wölfe und andere wilde Tiere in Masse zu finden waren. Eines Tages trat ihnen ein ziemlich großer Wolf entgegen, und als sie ihn mit dem Stocke drohten, stieß er ein wütendes Gebrüll aus, was leicht ihr Unglück gewesen wäre, da sofort eine Anzahl Wölfe erschienen, und nur mit Hilfe mehrerer Bauern, die zufällig daher kamen, gelang es, die Bestien zu vertrei- ben. Halbzerfressen fand man nicht weit von dieser Stelle ein Pferd am Boden liegend, welches von den Wölfen angefallen worden war. Hinkend, denn die Füße waren wund geworden, und hungrig erreichten unsere Hand- werksburschen des abends Kronstadt.

Bei einem Deutschen hielten sie Einkehr, woselbst sie als Abendbrot Kartoffeln und Fett bekamen. und in einem normalen Zimmer übernachten konnten, Beim Umschauen nach Arbeit waren sie so glücklich, Beschäftigung zu finden, sodaß sie des nachmittags beim Meister Jora sofort ihre Tätigkeit begannen. Nun erlebten sie die einzige goldenen Zeit ihrer Wanderschaft. Nach getaner Arbeit eilte man hin zum deutschen „Krüger“, wo es ihnen am besten gefiel. Hier lernten sie einen Weimaraner kennen, der oft seinen Geldbeutel zog, und die Zeche seiner Freunde beglich; blieben sie zu Hause im warmen Stübchen, so wurde gelesen oder gespielt. So kam das Weih-

nachtsfest heran, an welchem Tage sie das Theater besuchten und sich bei Wein und Bier gütlich taten. Am Silvester-Abend plauderten sie stundenlang von der schönen Heimat, die sie nie wieder sehen sollten, und bereiteten einen "deutschen" Grog. So flossen die Tage dahin. Des abends wurde oft bei fröhlichem Tanze gescherzt und gelacht, und gar trefflich schmeckte das Bier in der „roten Lerche“; beim "Binder" und im "Gambrinus". In diese Zeit fiel auch der 21. Geburtstag des einen, der bis zur frühesten Morgenstunde auf das Schönste gefeiert wurde.

Mit dem Frühlingsboten, die sich hier und da schon zeigten, zog auch bei unseren Freunden die Lust auf Wanderschaft wieder ein; nach herzlichen Abschied von allen Bekannten verließ man nun das freundliche Kronstadt um die Straße nach Bukarest aufzusuchen. Ausgerüstet mit einem scharf geladenen Pistol überschritten die jungen Reisenden die österreichischen Mand, woselbst die Pässe untersucht wurden und sie alsdann ungehindert ihren Weg durch die Wallachei nehmen konnten.

Nachdem sie wohl einige Mal auf dem harten Tischen der einsam gelegenen Waldschänken übernachtet hatten, kamen sie nach Brahba. von da an dem Lustschloß des Fürsten Karl von Rumänien vorbei an auf ganz beschwerlichen Wegen endlich halb erfroren und halb tot nach Plo\_zi. Die Wallachen sind ein misstrauischer und bössartiger Volksstamm, und unsere Wanderer konnten sich nur durch Gebärden mit ihnen verständigen. Während der Wein hier äußerst billig ist, sodaß ein Maß nur 20-30 Bennis kostete, mußten sie für ein Stück Brot und einen Löffel roher Erbsen 60 Bennis bezahlen.

Auf dieser Wanderschaft wollte einer der Wallachen den Eckhold den Stock stehlen, aber mit Hilfe des herkulischen Wirtes gelangte dieses Kleinod wieder in den Besitz des Eigentümers. Hier in Plo\_zi konnte die Reisenden leicht ein schwerer Unglücksfall treffen, da sie sich mit anderen Fremden ein mächtiges Stubenfeuer von Kohlen hatten anmachen lassen und sie von den Kohlengasen so betäubt wurden, dass wenn nicht frühzeitig der Rauch bemerkt worden wäre, wohl keiner mehr am Leben blieb. Aßmus und ein anderer Insasse fielen in ihrer Betäubtheit so auf das Pflaster, das man meinte, der Kopf wäre entzwei. Doch, nachdem man sich bei diesem deutschen Wirt gestärkt, und einen Mühlbauer aufgesucht hatte, der aus Oschatz in Sachsen gebürtig war, und jeden der Fremden 1 Frank schenkte, fuhren die jungen Leute per Bahn nach Bukarest, wo sie in der deutschen Herberge, in der Todeska übernachteten. Arbeit freilich bekamen sie nicht, aber eine freundliche Aufnahmen fanden sie bei ihren Kollegen, wo sie mit Speise und Trank reichlich versehen wurden.

Mit ihren Paß erschienen die Wanderer auch zur Renovierung beim dortigen Konsul, der in liebenswürdiger Weise den vollständig Abgebrannten noch einen Frank auf den Weg gab. Am anderen Morgen saßen sie mit einer Anzahl Zigeuner um ein Feuer herum und kochten sich Tee, um frisch gestärkt nach Rutschuk (Ruse Bulgarien) zu wandern., welchen Ort sie aber nicht gleich erreichen konnten, da sie kein Geld zur Überfahrt (über die Donau) besaßen und dieselbe 1 Frank und 2 Benni oder 6 Piaster kostete. Deshalb wurden nun rasch der nächste Ort abgefochten, als Nachtlager musste man mit einem alten Billard fürlieb nehmen und am andern Morgen verkaufte man eine Doppelpistole für 4 Frank und mehrere Photographien für 2 Frank, sodaß wieder Geld wurde, womit man die Überfahrt ermöglichte. Bei einem dortigen Wirt, wurden sogar ihre Tabakspfeifen in klingende Münze umgesetzt. Nach unsäglichen Bitten und Laufen erhielten die Handwerksburschen endlich einen türkischen Paß vom Konsul, und froh und heiter wanderte man nun am nächsten Morgen des Weges weiter. An einem Wegrand machten sie sich ein Feuer und nahmen Schnee, um sich einen kräftigen Tee zu kochen; sie gelangten desselben Tages noch an ein Gasthaus, wo sie für 1 Piaster ein großes Brot und eine Schüssel Sauerkraut, eine festliche Mahlzeit, erhielten. Die dortigen Leute waren so entzückt von ihren deutschen Gesang und bezahlten alles andere für sie. Bei Sturm und Wetter wanderten man weiter über Itratula und Tornak bis sie Schmela erreichten. Dort suchten sie einen deutschen Bäcker und einen preußischen General auf, die ihnen das nötige Reisegeld verabreichten. Die schwierige Wanderung führte sie nun über das Balkangebirge, das von ihnen mühevoll in drei Tagen überschritten wurde. Bis über die Knie sanken sie in den Schnee ein und bei furchtbarer Kälte mußten sie oft die reißenden Gebirgsbäche durchwaten. Erschöpft und halbtot gelangten sie in ein Dorf, wo sie mit wahren Heißhunger ihr Brot verschlangen und auch eine gute Schlafstätte fanden. Auf den Weg hierher mußte auch einer Gebrauch von seiner Pistole machen, gegen einen Schurken, der stehlen wollte. Ihr weiteres Ziel war nun Adrianopel (Edina Türkei), das sie aber wegen einbrechender Dunkelheit nicht mehr erreichen konnten, weshalb sie in einem Kaffeehaus vor der Stadt übernachteten, wofür man ihnen 1 Piaster abverlangte. Da sie aber kein Geld aufweisen konnten, so mußte einer von ihnen früh morgens in die Stadt gehen und das nötige Schlafgeld zusammenfechten, während der andere als Pfand zurückbehalten wurde.

In der Stadt Adrianopel trafen sie einen Böhmen, der sie aufs freundlichste bewirtete und tüchtig mit Wein und Brot traktierte, ja ihnen noch 10 Piaster zur Weiterreis schenkte.

Auch trafen sie einige Deutsche, die ihnen noch 25 Piaster einhändigten, sodaß unsere Beiden wohlgenut Konstantinopel (Istanbul) erreichten. Vorbei wanderten sie an Bächen, welche mit Schildkröten besetzt waren, über Wiesen und Felder gerade während der Osterfeiertage, bis sie in einem kleinen Ort Gelegenheit hatten in einem Güterwagen die Türkische Hauptstadt zu erlangen.

In Konstantinopel wurde nun alles Interessante und Sehenswerte besichtigt, die Prinzeninsel, die beiden Verbrecherfelsen, Stambul u.s.w. Über einige Eigenheiten berichteten sie, daß eines Abends, als im Orte Feuer ausgebrochen war, die Sitte herrschte elfmal zu schießen und das niemand des Nachts ohne Laterne ausgehen dürfe. Morgens, mittags und abends wird jeden Tag von den Türmen gesungen. Leider fehlte ihnen das Geld, um nach Alexandria fahren zu können, und sie mußten daher mit einem Schiff fürlieb nehmen, das sie des Vormittags am 22. Mai von Europa nach Asien beförderte, nach Katikig dem ersten Ort im Orient. Ihre Wanderung führte sie nun auf großen Alleen von Feigen- und Lorbeerbäumen. Sie berührten Temtik und liefen am Ufer des Marmarameeres weiter durch prächtige Auen und Gegenden, fanden viele Bäche von Schildkröten und Meerkrabben besetzt, und mußten sich in acht nehmen vor den gefährlichen Skorpionen, die äußerst giftig sind. Zwei Stunden wanderten die Beiden dann über einen Gebirgspaß und erreichten Taondhandyll, wo sie vier Franzosen trafen, die sie wiederum zum Essen und Trinken bewirteten. Das herrliche Pfingstfest rückte heran. Immer weiter ging ihre Wanderung. Sie kamen an hohen Felsen vorüber durch tiefe Schluchten in das kleine Dorf Obatschuk, wo eine Anzahl Griechen wohnte, welche die beiden Reisenden anstauten, als wären letztere vom Himmel gefallen. Am meisten waren sie aber entzückt von ihrem Gesang und immer wieder mußten unsere ermüdeten Freunde ein deutsches Lied zum besten geben. Ein prächtiger Weg, durch herrliche Lauben- und Rebengänge, führte sie am nächsten Tage nach Bachschöschück, von da durch einen ziemlichen Urwald, der die beschwerlichsten Pfade aufwies, und nur mit Hilfe von Spuren die eine Karawane hinterlassen hatte, fanden sie sich aus dieser Wildnis von Schlingenpflanzen, Kraut und Bäumen, die schon über 1000 Jahre standen.

Große Kreuzspinnen, Landkrebse und Skorpione fanden sich in Masse in der Wildnis, auch Tiger und vor allem Jaguars und auch Schlangen. Eine Gesellschaft Holzhacker nahm die beiden Wanderer freundlich auf und ließ sie am Abend an ihrem Feuer übernachteten. Wegen der Unsicherheit gaben die freundlichen Leute ihnen einen Führer mit, der sie nach stundenlangem Wege aus dem dichten Walde brachte. Sie kamen nun an eine stille Waldmühle, wo sie übernachteten. Bei einer furchtbaren Hitze, sodaß die Fußsohlen zu versenken schienen, wanderte man frühmorgens weiter, an der alten Festung Isnik vorbei über Jennischehir und Thamanitzsch und überstiegen einen 900 m hohen Berg, von welchem aus sie erschöpft nach einem 12-stündigen Marsch sich zu einer Mühle schleppten, in welcher sie ihren schrecklichen Hunger und Durst stillen konnten. In einem kleine Dorf dieser Gegend brachten die Einwohner die Fremdlinge zu einem Kranken mit Gliederreißen, damit sie ihn gesund machen sollten. Sie gaben demselben etwas ein und erhielten dafür 5 Piaster, verschwanden aber eiligst aus dem Orte und erreichten nach längerem Marsche Altitasch. Von hier führte die Sachsen der Weg 5 Stunden lang durch eine Wüste, wo sie vor Durst fast umgekommen wären. Erst in Emet konnten sie denselben stillen.

Auf der Wanderung hierher überraschte sie ein furchtbares Gewitter, das freilich anderer Natur war als bei uns in Deutschland. Der Himmel färbte sich mit schwarzen Wolken, daß die Wanderer kaum den Weg sehen konnten, dann peitschte der Sturm in gewaltiger Stärke, sodaß man sich auf den Leib legen mußte, um nicht fortgerissen zu werden. Der Donner krachte furchtbar und durch den Blitz ward der Himmel blutrot gefärbt. Zur rechten Zeit kamen unsre Wanderer noch in das Dorf Zschawamer (Schaphane), wo sie mit einigen Hirten zusammenblieben, die ihnen in bester Freundschaft das Messer und den Tabak unter dem Kopfe stahlen. Über Ischäi (Uschak), wo sie von einer Rotte Räuber überfallen, geschlagen und mit Steinen geworfen wurden, ging's weiter nach Jaßjar (Karahisar) und Ackschar (Ackschehir). In dieser Gegend waren sie kaum ihres Lebens sicher. Wenn sie die Räuber in Ruhe ließen, so hatten sie sich wieder vor den wilden Bestien, von Tiger, Jaguar, Bär, Schlange, Salamander und Skorpion zu fürchten. Überall sah man da angefressene tierische Leichname, um dieselben herum gierige Wölfe, und Militärpatronillen, welche aller halben Stunde auf dem Wege standen, waren selbst die schlimmsten Räuber, vor denen man sich sehr in acht nehmen mußte. Von dem anstrengenden Marschieren auf den glühendem Sand wurden die Füße der Wanderer wund und oft sanken sie totmüde vor Schmerz unter einen schattigen Baume nieder.

Lange mußten nun die Hungrigen wandern, bis sie eine Karawane trafen, bei welcher sie sich stärkten und schliefen. Auf ihrer weiteren Reise streiften sie Konia und Absudula, vor welchem Ort sie durch einen großen Sumpf waten mußten, und woselbst sie schlecht aufgenommen und behandelt wurden, sodaß sie mit hungrigen Magen von dannen gehen

mußten. Durch öde Strecken führte der weitere Weg, kein Baum, kein Strauch begegnete ihnen auf den Marsche, vor Durst sprangen ihnen die Lippen auf und vor Hunger konnten sie kaum mehr gehen. In diesem Zustand trafen sie drei Gendarmen, welche wohl Brot hatten, ihnen aber trotz inständiger Bitten keins verabreichten. Selbst als der eine der Hungernden ihnen den Riemen seiner "Berliner" für Brot anbot, nahmen sie einfach denselben weg und ließen die Burschen in ihrer Not stehen, ja drohten sogar, sie schlagen zu wollen. Auch im Orte Karabunar wurden sie in allen Häusern zurückgewiesen, bis sich endlich ein gutmütiger Grieche ihrer erbarmte und sie stärkte und beherbergte. Frisch gebadet und gereinigt, wanderten unsere beiden Freunde am anderen Morgen von dannen; wüste Gegend lag um sie herum, und groß war ihre Freude, als von fern den Ort Beckdick (Bejödek) erblickten. Aber o Schrecken, als sie näher kamen, lagen Menschen und Tiere vor den Häusern, von einer schrecklichen Seuche befallen; alles was noch gesund war, blieb vor dem Dorfe auf freiem Felde. Da die Brunnen in der Umgegend verpestet waren, konnte man keinen Tropfen Wasser trinken, und als sie sich des Nachts in einer ärmlichen Hütte niederlegten, vermochten sie vor Hunger und Durst nicht einschlafen. Wie die Wölfe fielen sie am nächsten Morgen über das Brot her, das ihnen in Ereckli (Eregli) gereicht wurde. Auch in Tschaim (Tschachjan) wütete die Pest. Kein Mensch wollte die Fremdlinge beherbergen, ja viele wähten, daß sie die Schuld an dieser Krankheit trugen, bis sie endlich einen Türken trafen, der sie vor seinem Hause schlafen ließ und ihnen ein wenig Brot schenkte.

Auf ihren weiten Marsche wurden sie oft auch überrascht von großen Scharen von Heuschrecken, die in dortiger Gegend viel Schaden anrichteten. Eine trostlose Wanderung folgt nun. Ohne Geld war nirgends etwas zu bekommen, überall zurückgewiesen von Mühlen und Gasthäusern, mußten sie oftmals ihr Nachtlager auf freiem Felde halten, gepeinigt vom stärksten Hunger. Nach überschreiten des Bulka (Bulghar-3560 m hoher Berg des Taurus-Gebirges) trafen sie endlich am Fuße des Gebirges mehrere Griechen, die ihnen freundlich Obdach und Nahrung boten. Auf ihren weiteren Wanderungen mußten sie oft Halt machen; das eine Mal finden wir sie unter einem Baume, eben im Begriff, sich die Sohlen ihrer Stiefel mit ein paar Stricken festzubinden. Endlich kamen sie nach Torsius (Tarsus), woselbst sie ein Pfarrer aufnahm und liebevoll bewirtete. Hier haben sie viel reifes Obst und Wein genossen, was außerordentlich billig war. Ihr Weg führte sie über Adana nach Misis. Als sie diesen Ort näher durchsuchen wollten, ließ man sie einfach ins Gefängnis wandern, umso mehr, als ihre Pässe nicht in Ordnung zu sein schienen. In der dunklen Zelle gab es so viel Ungeziefer, das sie kein Auge zutun konnten. Am nächsten Morgen entließ man sie. Nach langem Umherirren gelangten die beiden Brüder an das mittelländische Meer. In dieser Gegend bekamen sie Brot, Obst, Gurken etc. in Hülle und Fülle; doch geschah hier das Unglück, das der eine der Gefährten, Eckhold, erkrankte. Es ist wirklich rührend, mit welcher Treue sein Freund Max, ihn nun gepflegt hat. Aus einem weit entfernten Brunnen holte er in seinem Hut Wasser, brachte freilich nur einige Tropfen bis zum Kranken; beide glaubten das Eckhold sterben würde. Sie schleppten sich aber weiter und kamen nach Ledikije einer großen Hafenstadt, wo sie sofort auf das deutsche Konsulat gingen, leider aber nichts erhielten. Zum großen Glück erbarmte sich hier ein Pole ihrer und nahm sie mit in ein Wirtshaus, wo er ihnen Speise und Trank verabreichen ließ. Eine furchtbare Hitze herrschte an diesen Tagen, die sich oft bis 38° C steigerte, sodaß Eckhold erneut aufs Krankenzimmer geworfen ward. Aber der Pole holte und gab den Patienten russischen Thee, und versprach, beide nicht im Stich zu lassen. In 3 Tagen sollten sie mit einem Segelschiff nach Beirut fahren, der eine umsonst, der andere für 10 Piaster. Vergeblich warteten sie bis zum 4. Tage auf den Polen, endlich kam er, gab ihnen 1 Frank und führte den Kranken zu einem freundlichen Arzt, der ihn geschickt behandelte, sodaß sich baldige Besserung einstellte.

Am 24. Juli 1874 fuhr endlich ein Schiff ab. Durch einen Sturm wurde das Fahrzeug bedenklich hin- und hergeworfen und nur durch einnehmen einer dunklen Flüssigkeit retteten sich die beiden Reisenden vor der Seekrankheit. Aber schon seit einigen Tagen hatte der eine der beiden Freunde, Max, das Fieber bekommen, und dasselbe verschlimmerte sich auf dem Schiffe so sehr, daß er am 25. Juli von dieser Welt schied.

Schrecklich war der Eindruck, den der Tod des einzigen besten Freundes auf den überlebenden Eckhold hervorrief.... Nun stand er einsam und verlassen, seines teuren Freundes beraubt, in einer fremden Welt verlassen da, und wie gern wäre er doch gleich seinem lieben Gefährten in

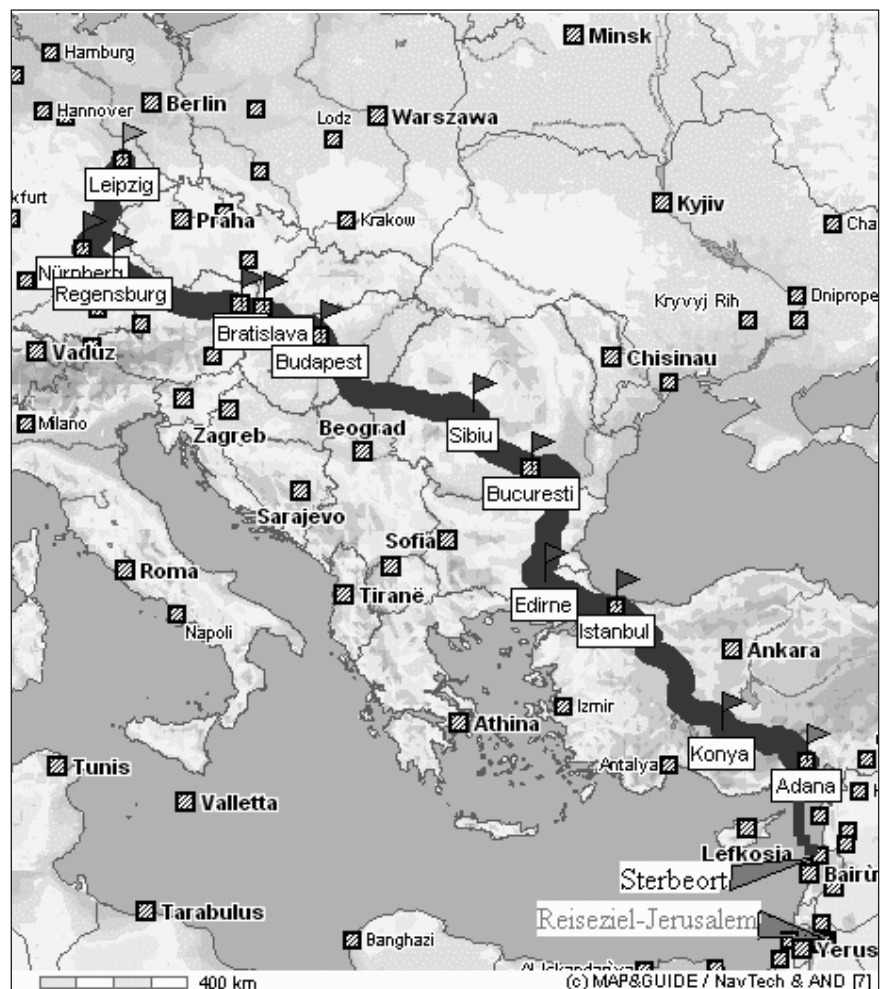
den Tode gefolgt. Die Leiche wurde sofort mit Eckhold an Land gebracht, und einige Schiffsmänner holten Leute, um den Toten zu beerdigen. Mutterseelenallein stand Eckhold lange bei der starren Leiche und weinte bitterlich um seinen treuen Max, bis endlich mehrere Griechen kamen, welche den Toten auf eine Bahre hoben und auf den entfernt liegenden Gottesacker brachten, wo die Leiche unter Gebet und Segen eines Pfarrers versenkt wurde. Nach diesen traurigen Erlebnis schlich sich der nun einsame Wanderer still von dannen. Oftmals mußte er sich unter Bäumen niederlegen, denn die Hitze war furchtbar und es stellten sich heftige Schmerzen in der Brust des Armen ein, sodaß er fast sich nicht mehr erheben konnte und den Tod oft herbeisehnte. Zwei Stunden vor Tripolis legte er sich in einer Hütte fest. Brot und Feigen waren seine ganze Nahrung; doch da ihn die dortigen Bewohner mißtrauisch beobachteten, schleppete er sich weiter bis in einem Garten vor Tripolis. Vor Schmerz wälzte er sich von einem Baum zum andern, mitleidige Leute gaben ihm Wasser und Brot, doch er vermochte nichts zu essen. Und hier in diesem Feigengarten ist er so matt und kraftlos geworden, das er nicht mehr schreiben konnte.

Die letzten Zeilen im Tagebuch heißen wörtlich: "Als ich erwachte, versuchte ich weiter zu kommen" – Mit diesen Worten sind die Tagebuch –Aufzeichnung Julius Eckholds zu Ende.

Der sehr liebenswürdige Besitzer diese Grundstückes ließ den Todkranken in seine Wohnung bringen und pflegte ihn gut. Doch als er merkte, daß der Fremde sterben werde, ließ er den Unglücklichen aus seiner Wohnung bringen, da bei den Mohammedanern (und der reiche Herr war ein solcher) die strenge Vorschrift herrscht, keinen Christen in ihrer Behausung sterben zu lassen. Man brachte den Todkranken nach Beirut in ein Spital, wo ihm am 6. August 1874 der Tod von seinen Qualen erlöste. In Beirut wurde der Fremde unter großer Beteiligung der dort wohnenden Deutschen zur letzten Ruhe getragen.

Den Angehörigen Eckhold's wurden die dem Verstorbenen gehörenden Sachen, darunter auch das Tagebuch, dessen Inhalt wir wiedergeben, vom Konsulat zugestellt.

So fand denn die von den kraftvollen Jünglingen unternommene Wanderung ein tragisches Ende. Hoffnungsvoll zogen sie vom Elterhause fort, um nie wiederzukehren, und Beide ruhen nun nach langer gefahrvoller Reise in fremder Erde. Trotzdem sie dem langersehnten Ziel Jerusalem so nahe waren, hat es doch keiner von beiden zu sehen bekommen. Treu haben sie auf ihrer beschwerlichen Wanderschaft zusammengehalten und sind auch kurz nacheinander gestorben, knapp vor dem gesteckten Ziel.



## Die Brücke über die Chemnitz in Göritzhain



Die jetzige Steinbrücke über die Chemnitz wurde im Jahre 1861 erbaut. Der Bau war in etwa einem dreiviertel Jahr im wesentlichen abgeschlossen, heute nicht vorstellbar.

Jedoch die Vorbereitungen dazu passen so recht auch in die heutige Zeit. Über 30 Jahre Vorbereitungen, Planungen, zahlreiche Kostenanschläge und Besprechungen. Die Finanzierung erfolgte durch Kreditaufnahme von Seiten der Gemeinde mit Umlage auf die Einwohner (heute Straßenausbaugebühren), durch Erhebung von Brückengeld (heute Mautgebühren) und freiwilligen Zahlungen (heute

Sponsoren), Sonderrechte und Vergünstigungen für Beamte und Herrschaften.

Vor 1861 erfolgte der Übergang über den Fluß für Fußgänger über einen hölzernen Steg, für Fuhrwerke durch eine Furt.

Von der heutigen Brücke ca. 100 Meter flussaufwärts befand sich der Steg (etwa in Höhe des heutigen Grundstückes Talstraße 1), ca. 30 Meter flussabwärts die Furt. Die Ein- und Ausfahrten waren mit Steinen ausgelegt (heute bei Niedrigwasser durch Steinansammlungen im Flussbett zu erkennen), auf der Gasthofseite unterhalb der heutigen Straße teilte sich der Weg. Nach links in Richtung Seitenhain, nach rechts über den Wiederberg nach Wiederau.

Nach Fertigstellung der Brücke wurde die Straße auf das jetzige Niveau gehoben. Sie verlief durch das Grundstück, die Scheune mit den steinernen Torbogen des Gasthofes. Dieser Torbogen war für größere Fuhrwerke immer ein Hindernis und wurde 1868 abgerissen, als die Straße durch das Wiedertal nach Wiederau gebaut wurde. Diese Straße wurde zum Transport für das Baumaterial des Göhrener Eisenbahnviadukts notwendig.

### Zur Baugeschichte:

Um 1500:

Der Steg wird erstmals schriftlich erwähnt.

1824:

Der Amtshauptmann des 1. Erzgebirgskreises-Eduard von Polenz empfiehlt: "...den Bau einer Brücke in Göritzhain..."

1825:

Für die Erhaltung des Steges wird aus dem Gemeindeholz Bauholz geschnitten. Kosten: "...854 Taler für Arbeitslöhne, Schneide- und Schmiedekosten, Fuhren..."

30. Mai 1826:

In einem Schreiben an das Justizamt Wechselburg spricht der Amtshauptmann sein Missfallen über Göritzhain aus, weil: "...trotz der vorjährigen Verordnung der Weg von Göritzhain nach Wiederau den Berg hinan in kein richtiges Niveau gesetzt. Ich wünsche jedoch wo möglich die Verbreiterung des Steges, damit bei großem Wasser Wagen über selbigen fahren können...". Der Justizamtmann Brückner aus Wechselburg schlägt der Amtshauptmannschaft vor:

"...eine Inspektion, um der armen Comune damit werthältige Hilfe zu tun..."

8. Juni 1826:

Erste Verhandlungen im Gasthof Göritzhain über einen Brückenbau: Floßzimmermeister Wächtler aus Flöha legt Zeichnung und Kostenanschlag vor:

"...2672 Thlr.

19 Gr.

7 Pf.

Er schlägt vor, die Brücke unterhalb des Steges anzulegen, "...weil an jener Stelle der ganz in der Nähe am Fahrweg ansteigende Berg und hinsichtlich der Kehre mancherlei Schwierigkeiten bieten würde..."

Von Seiten der Amtshauptmannschaft wird die Erteilung einer "...Conzession für ein Brückengeleit" in Aussicht gestellt. Ablehnung durch die Gemeinde

Begründung:

"Aufnahme von Kapital in Höhe von 100 Thaler zu hohe Kosten das Brückengeld bringt die Zinsen nicht auf Finanzmöglichkeit ist das Gemeindeholz Flächeninhalt 12 Dresdener Scheffel 66 brauchbare Eichen, davon 40 bereits geschlagen guter Bestand an Schwarz- und Laubholz Wert 3000 Thaler..."



Foto um 1955

Vorschlag an die Gemeinde:

den baufälligen Steg zu verbreitern, damit auch leichte Wagen darüberfahren können.

Ablehnung durch die Gemeinde, weil: "...die Erneuerung 600-800 Thaler Kosten würde und schwere Fuhrwerke wieder alles beschädigen..."

18. September 1826:

Die Gemeinde schreibt an das Justizamt, der Maurermeister Ulrich aus Lunzenau wolle eine Brücke für 1800 Taler bauen und das "...die in Aussicht gestellten Geleitsätze bewilligt werden..." und weiter:

"...Die Gemeinde kann aber nicht genehmigen, dass...der Herr Beamte und das Amtspersonal des Gerichts vom Brückenzoll befreit. Was dagegen das Zugeständnis der Eximation der herrschaftlichen Schafe vom Brückenzoll betrifft, die künftig eine bessere Überdrift als dormalen auf einen schmalen Steige, so möchte der Herr Graf und der Herr Alban von Schönburg von der Comune um einen Beitrag zu den Baukosten und zur jährlichen Unterhaltung angegangen werden, worauf nach Befinden der Comune der Herrschaft selbst eine gleiche Befreiung zugestanden werden dürfte..."

1827:

Kostenanschlag des Amtszimmermeisters Carl Fr. Bilz aus Burgstädt:

"...für eine ganz steinerne Brücke

6 709 Thaler

5 Gr.

6 Pf.

Ablehnung durch die Gemeinde

Der Amtshauptmann spricht dem Justizamt Wechselburg "...seine vollkommene Zufriedenheit über die Mühenwaltung wegen der Errichtung einer steinernen Brücke über den Chemnitzfluß bey dem Dorfe Göritzhain aus, kann aber nicht verhehlen, dass der Gemeinde Unentschlossen ungemein befremdet..."

Unter Androhung von Strafen soll die Gemeinde angehalten werden, eine "...leichte hölzerne Brücke, welche mit einem Schlagbaum zu verschließen ist, zu bauen..."

Ablehnung durch die Gemeinde mit 18 gegen 4 Stimmen, da ein neuer Steg gebaut werden muß, "...weil der alte Steg sehr baufällig war, auch dem Einsturz drohte und das Holz dazu schon im Jahre 1825 geschnitten war..."

8. Juli 1827:

Der Richter J. Gottfried Hortenbach, teilt dem Justizamt mit, dass ein neuer Steg gebaut ist. Das Justizamt beschwert sich über die Gemeinde, weil "...der Stegzoll für das Passieren über den bey weiten noch zu schmal angelegten Steiges... an den Bauer Michael Köthe verpachtet ist. Dieser wohne aber 200 Schritt von dem Stege entfernt und könne ihn weder sehen noch beaufsichtigen, habe auch den Zoll erhöht auf 2 Gr., einschließlich der von ihm geleistete Mühenwaltung für einen darüberzubringenden Schlitten 4 Gr. gefordert..." Der Stegzoll wird auf das "...Herkömmliche..." festgelegt und dem Schankwirt J. Nikolaus Müller verpachtet.

März 1829:

Durch Eisgang wird die Hälfte des Steges weggerissen, eine baldige Reparatur erfolgte.

1832:

Zimmermann Joh.Gottlieb Stockmann aus Wiederau legt einen Kostenanschlag vor:

1361 Thlr.  
8 Gr.

Ablehnung durch die Gemeinde

1843:

"...Neuordnung des Steiggeldes:

1 Rind 2 Pfg.  
1 Pferd 5 Pfg.  
Fußgänger und Schubkärter frei  
mehrrädrige Handfuhwerke frei  
Personen welche kleines Vieh treiben frei ..."

Februar 1850:

"...Eisgang richtet 2 mal größeren Schaden an als bisher, Lehnen und 18 bis 20 Ellen Belege werden weggerissen..."

27. Januar 1861:

Erneute Zerstörung durch Eisgang

27. Februar 1861:

Beschluß der "Königlichen Straßenbau-Commission" zum Bau einer Steinbrücke wird bindend.

Kostenanschlag von Amtsaumermeister Vettermann und Amtszimmermeister Liebschner aus Burgstädt für den Bau einer Bogenbrücke:

7 600 Taler

Finanzierung durch die Gemeinde über Anleihen.

2 850 Taler bei der Kirche Wiederau

3 250 Taler bei der Sparkasse Rochlitz

Bitte an die Amtshauptmannschaft um "...Unterstützung mit 1 500 Taler und der Konzession zur Erhebung von Brückenzoll..."

Zur Finanzierung wird jeder Grundstückseigentümer zur Zahlung von je 100 Taler verpflichtet.

Weiterhin wird eine freiwillige Zahlung von 50 oder 25 Taler erwartet.

Zusätzlich zahlen ein:

Fabrikbesitzer Schlenzig 25 Taler

Bachmühlenbesitzer Pfüller 50 Taler

Papierfabrikbesitzer Wichmann 100 Taler

Die so entrichteten Beträge ergaben 650 Taler.

1. Mai 1861:

Beschluß:

"... Die Gemeinde übernimmt gegen die Überlassung der 650 Thaler und dem Holz des abzureißenden Steges die Verbindlichkeiten zur Überbrückung des Chemnitzflusses.

3500 Thaler Anleihe, Tilgung auf 40 Jahre durch Gemeindeumlagen und Brückenzoll..."

Gastwirt Lassig wird auf Kosten der Gemeinde verpflichtet:

"...den Weg, der bisher unterhalb des Gasthofes an der Chemnitz entlang führte, künftig in der von der Amtshauptmannschaft geforderten Breite durch sein Gehöft sauber zu verlegen, insbesondere den Kegelschub aufzureißen und einen genügend breiten Weg oder Durchgang durch seine Scheune herzurichten..."

19. Juni 1861:

Baubeginn

25. Oktober 1861:

Die Gemeinde erhält das "Dekret für Tilgungsplan und der Erhebung des Brückenzolles..."

Jahresende 1861:

Abschluß der wesentlichen Bauarbeiten.

1868:

Die Straße durch das Wiedertal wird gebaut.

1920:

Aufhebung des Brückenzolles

Juni 1945

Auf der Wiederbergseite stehen amerikanische Truppen, auf der Ortsseite sowjetische Truppen. Die Brücke ist Sperrgebiet, jegliches Passieren ist strengstens untersagt.

1957:

Instandsetzung und Verbreiterung um 2 Meter

2001:

Grundhafte Sanierung

## Das Brückengeld

Die auf dem folgendem Blatt aufgeführte Verordnung war auf Leinenstoff gedruckt und hing an beiden Seiten der Brücke aus.

## BRÜCKENGELD

### § 1

25 Pf von je 2 Pferden oder Ochsen in zwei- oder mehrspännigen Wagen oder Schlitten

13 Pf von einem Pferd oder Ochsen in einspännigen Wagen oder Schlitten

10 Pf von jeder eingespannten Kuh oder Kalbe

10 Pf von jeden eingespannten Esel

10 Pf von jeden nicht eingespannten Pferd oder Ochse

12 Pf von jeden ausländischen vierfüßigen Tier, so zur Schau herumgeführt wird

5 Pf von jeder nicht eingespannter Kuh oder Kalbe

5 Pf von jeden nicht eingespannten Esel

3 Pf von jeden Stück kleinen Vieh, als Kalb, Schwein, Ziege, Schaf

3 Pf von jeden Schiebebock, Schubkarren, Handwagen oder Hand-schlitten welche von Menschen oder Hunden gezogen, beladen oder unbeladen

25 Pf für jedes Automobil oder jede Kraftmaschine

3 Pf für jedes Fahrrad

### § 2

befreit vom Brückenzoll:

alle ordinäre Posten, Couriere und Stafetten

Militärs in Commandoangelegenheiten

alle königlichen Beamte in ihrer Dienstverrichtung

alle Feuerlöschungsfuhren auf dem Hin- und Rückweg

alle Fußgänger

### § 3

Strafbestimmungen:

Wer das Brückengeld hinterzieht, hat außer Nachzahlung des einfachen Satzes den vierfachen Betrag desselben als Strafe, einen höheren auch in Wiederholungsfällen zu erlegen.

Wer die beiden angebrachten Tafeln oder die Brücke selbst beschädigt, verfällt außer dem Ersatze des dadurch entstandenen Schadens auch dem Gesetze.

Wer die im § 2 zustehende Brückengeldbefreiung missbraucht, wird demjenigen gleichbehandelt, der das Brückengeld hinterzieht.

Der Gemeinderath

Zusammengestellt von Peter Spannaus

## Versuch einer Deutung des Ortsnamen ELSDORF

von Klaus Lüpfer

Bis vor ca. 2000 Jahren war unsere Gegend von einem riesigen Urwald bedeckt, dem Miriquidi. Der Miriquidi war eine undurchdringliche und oftmals sumpfige Wildnis. Systematische Rodungen des Waldes begannen um 900 n. Chr. Land wurde urbar gemacht und es entstanden in der Folgezeit bäuerliche Ansiedlungen (1).

Niederelsdorf, das sehr lange mit der Herrschaft auf Schloss Rochsburg in Rochsburg verbunden war, scheint auch von dort aus um 1170 gegründet worden sein. Es war ein Bauerndorf mit einem herrschaftlichem Vorwerk. Das Vorwerk war der Scheunenpflug (Name wohl Satzname: Scheu den Pflug) (2).

Bis ca. 1800 schrieb man nach dem Gehör. Buchstaben wurden oft verwechselt oder ausgelassen (z.B. I-Ü, F-V, A-E). So finden wir in den alten Dokumenten verschiedene Schreibweisen des Ortsnamens Elsdorf:

1333: Elßdorff

1436: obir und nedir elbisdorff

1448: Niederhelwesdorf

1551: Nieder- und Oberelsdorff

1638: Nieder- vndt Oberölsdorff

1696: Oberaalsdorf

17./19. Jh.: Ailsdorf, Alßdorf (2)

1793: Elsdorf (5)

Der Ortsname Elsdorf lässt sich nur schwer sicher deuten.

Im abwechslungsreichen Gelände des Dorftales und seiner Nebentäler war

der Grundwasserstand in früheren Jahrhunderten hoch. Es gab viele Quellen und Tümpel. Alte Flurnamen, wie "Kleiner Teichacker" und "Großer Teichacker" für Flächen unterhalb des Biesig, auf denen seit Jahrzehnten kein Teich zu sehen ist, lassen auf früheres Oberflächenwasser schließen. (3) In der Chronik des benachbarten Dorfes Langenleuba-Oberhain wird aus der Zeit um 1600 berichtet, dass Pferde oft im Schlamm versanken. Man hat dann die Hinterbeine der Pferde mit Haken frei gemacht, Seile darum geschlungen und dann sie mit anderen Pferden auf festeres Land geschleift. (4) Es besteht die Möglichkeit, dass der Bachname (heute noch Elsbach) zur Bildung des Ortsnamens verwendet wurde. "Das Dorf am Elbisbach=Elbis(bach)dorf" Es kann aber auch der Bachname sekundär sein. Es ist auch nicht sicher, ob das folgende "b" ursprünglich da war. (2) Im Catastrum (Steuerkataster) von Niederelsdorf aus dem Jahre 1793 (5) wird das Dorf auf 120 handgeschriebenen Seiten ausführlich beschrieben. Darin heißt es "Das Gehölz besteht größtenteils aus Erlen". (6) Schwarzerlen gehören zu den heimischen Pflanzen Mitteleuropas. Erlen wachsen an Bächen und auf nassen Böden. Ihr arteigenes Wurzelwerk kann auch im sauerstoffarmen Milieu unter Wasser wachsen. Ihre Rinde hat einen höheren Gehalt an Gerbstoffen, als die der Eichen, wodurch sie nicht unter Wildverbiss leiden und auch bei der damaligen Tierhaltung im Walde von Schweinen, Ziegen und Schafen verschont blieben. (7) Das führte dazu, dass Erlen damals wahrscheinlich der überwiegende Bestandsbildner des Elsdorfer Waldes waren.

Die Erlen wurden im Mitteldeutschen auch "Elsen" genannt. (8) Es kann also mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Ortsname Elsdorf von "Erlen = Elsen" abgeleitet wurde. Da das Holz der Erlen als Nutzholz kaum brauchbar ist und selbst als Brennholz nicht begehrt war, wurden Erlen durch Menschenhand im Laufe der Jahrhunderte durch andere Baumarten verdrängt. Dazu kommt, dass der Grundwasserstand durch verschiedene Maßnahmen, wie z.B. Rodung des Waldes, Gräben ziehen, Begradigung des Elsbaches und andere Maßnahmen, gesenkt wurde. Erlen waren um 1900 in Elsdorf noch häufig vertreten. (3) An den heute noch verbliebenen Standorten in Elsdorf kann man die hohe Vitalität der Erlen an ihrem hohen Stockausschlagsvermögen erkennen.

*Quellenverzeichnis*

- (1) Beyer, Lothar: *Allgemeine Betrachtungen zur frühgeschichtlichen Besiedlung des Gebietes um Burgstädt*
- (2) Walther, Hans: *Die Orts- und Flurnamen des Kreises Rochlitz, Halle (Saale), 1957*
- (3) Lüpfer, Herbert: *mündliche Mitteilungen, 1975*
- (4) *Chronik von Langenleuba-Oberhain, 2003*
- (5) *Catastrum des Dorfes Niederelsdorf, aufgerichtet anno 1793*
- (6) Lüpfer, Klaus: *Das Steuer-Catastrum von Niederelsdorf, 1793-1800, Lunzenauer Heimatblatt 2004*
- (7) Schretzenmayr, Martin: *Heimische Bäume und Sträucher Mitteleuropas, Urania-Verlag, 1989*
- (8) Brockhaus Leipzig, 16 Bände, 1893, Bd.6

**Vereine stellen sich vor**

**Schützenverein Göritzhain 1992 e.V**



In unseren Land hat das Schützenwesen eine lange Tradition. Bereits vor und während des 30-jährigen Krieges entstanden schon Bürgerwehren als Schutz der Ansiedlungen. In der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon und der Revolution 1848 bildeten sich überall - Kommunalgarden, Schützengilden, Schützengesellschaften, in deren Tradition die heutigen. Vereine wieder bestehen.

Auch die Geschichte des "Schützenverein Göritzhain 1992 e.V." geht in diese Zeit zurück. Hier ein stark zusammengefasster historischer Ablauf:

**18. Juni 1848:**

Bildung einer Kommunalgarde aus 52 Personen

**16. Juli 1848:**

Aufteilung dieser Kommunalgarde in 2 Kompanien

- 1. Kompanie: Göritzhain
- 2. Kompanie: Berthelsdorf, Cossen, Hohenkirchen

**2. September 1848:**

Schießen der Kommunalgarde am Gasthof Göritzhain  
Geschossen wurde mit Vorderladerwaffen, die zum Zielen auf den "Zielerpfahl" aufgelegt wurden.

**1867:**

Die Schießanlage der Kommunalgarde, besonders erwähnt: "der Zielerpfahl in altersmorschen Zustand", befindet sich unterhalb des Gasthofes am Chemnitzufer.

Geschossen wird auf einen 1,5 Meter großen Holzvogel.

**Juni 1868:**

Im Gasthof Göritzhain gründen 22 Bürger die "Schützengesellschaft Göritzhain".

**Juni 1895:**

Bau und Einweihung eines neuen Schießstandes oberhalb des Gasthofgeländes. Der neue Schießstand wurde durch den Einsatz von Zündnadelgewehren notwendig. Diese hatten eine größere Reichweite und es kam vorher bei Fehlschüssen zu "Einschlägen in die Bienenkörbe der Wiederauer Lang-Mühle".

**Juni 1911:**

Die Vereinsfahne wird geweiht.

**Juni 1926:**

Die Frauen der Schützengesellschaft stiften das "Goldene Buch der Schützengesellschaft Göritzhain gegr. 1868". Dieses Buch sollte als Vereinschronik geführt werden, leider ist es nicht dazu gekommen.

**23. Juni 1928:**

Einweihung des neubauten Vereinsheimes und des erweiterten Schießstandes.  
An diesem Tag enden alle Aufzeichnungen, auch in Archiven sind keine

Schriftstücke über die weitere Zeit vorhanden.

**Mai 1945:**

Die Schützengesellschaft Göritzhain erlischt.  
Gegenstände der Schützengesellschaft, wie Fahne, Uniformen, Waffen haben sich bis auf einige Bilder nicht erhalten.  
Eine glückliche Ausnahme ist das schon erwähnte "Goldene Buch". Eine Göritzhainer Familie hatte es über die Jahre sicher verwahrt und bei der Neugründung des "Schützenverein Göritzhain 1992 e.V." diesen zurück gegeben. Heute wird es als Vereinschronik, seinem ursprünglich gedachten Zweck, geführt.

**Mai 1991:**

Der Schützenverein Essentho (NRW)-aus der Partnergemeinde von Göritzhain-unterstützt die Gemeindeverwaltung Göritzhain bei der Ausrichtung des 1. Kinderschützenfestes.  
Nach 53 Jahren wieder ein Schützenfest in Göritzhain.  
Der Kinderschützenkönig wird durch Schießen auf einen Holzdler mit einer Kinderarm-brust ermittelt, mit der Königskette ausgezeichnet und mit einem Festumzug geehrt. Dieses ist auch jetzt ein fester Bestandteil der Schützenfeste.

**30. Mai 1992:**

Der "Schützenverein Göritzhain 1992 e.V." wird durch 28 Bürger gegründet. Es wird festgelegt, dass immer in der Woche zu Himmelfahrt das Göritzhainer Schützenfest stattfindet.

**Mai 1994:**

Erstmals wird auch der Schützenkönig der Erwachsenen ermittelt.  
Der Tradition entsprechend wird er durch den Treffer in die Krone des Holzdlers bestimmt.  
Der erste Schützenkönig des Schützenvereins Göritzhain wurde Jörg Riedel. Dessen Großvater-Max Noske-war 1938 der letzte Schützenkönig der alten Schützengesellschaft.

**Mai 1998:**

Durch aufwendige Baumaßnahmen wird der Schulhof und der Schulgarten der ehemaligen Göritzhainer Schule zum Festplatz des Schützenvereins umgebaut. Die Schützenfeste finden nicht mehr auf dem Sportplatz statt.

**Mai 2003:**

Das Heizhaus der ehemaligen Schule wird in Eigenleistung zum Schützenhaus um- und ausgebaut.

**Mai 2004:**

Die erste Schützenkönigin des Vereins wird Brigitte Spannaus.

**September 2004:**

Umfangreiche und aufwendige Arbeiten zum Bau einer Vereinsschießbahn beginnen.

*Ausgearbeitet im Jahre 2005 von Peter Spannaus, Göritzhain*

## "Das Behelfsheim"



Am Ufer des Elsbaches zog sich in nördlicher Richtung die Bußwiese bergan.

Dieses Areal gehörte damals den Bauer Max Fritzsche aus Arnsdorf. Die landwirtschaftliche Nutzung war im wesentlichen Streuobstwiese und Weidefläche. Im Winter war die Wiese eine vielgefragte Rodelbahn. Die Erstbebauung fand in den 20er Jahren statt. Dort entstand am unteren Eck dieses Bereiches der Sportplatz des Arbeiter-, Turn- und Sportvereins Lunzenau "Vorwärts". Später wurde dort die Molkerei errichtet und im September 1944 zur Produktionsaufnahme freigegeben.

Noch während des Krieges stellte man nothaber zwei "Behelfshäuser" hinter der Molkerei auf.

Dort wohnten einige Jahre die Familien Oesterreich und Hesse, welche durch die Fa. Graetz nach Lunzenau kamen. Diese Firma produzierte einstweilen in Lunzenauer Betrieben.

Die Familie Oesterreich zog als erste wieder fort und das Behelfshaus wurde abgerissen. Verschiedenes Material wurde dann im Freibad für den Bau eines Kassenhäuschens verwendet.

Als Familie Hesse wegzog, übernahm Familie Lemke das zweite kleine Häuschen. Nach 1945, als noch die Not und der Hunger am größten waren, wurde aus dem restlichen Land eine Kleingartenanlage. Das letzte Behelfsheim wurde 1964 abgetragen. Die Familie Fritz Völker baute es in seinen Garten in der Goethestraße originaltreu auf.

Recherchiert und zusammengestellt von Inge Milkau und Rudolf Petzold

## Aus den

## "Muldentaler Nachrichten von 1915"

Lunzenau. Die an verschiedenen Stellen der Stadt zur Aufstellung gekommenen Ruhebänke werden der Benutzung des Publikums auf Spaziergängen empfohlen, doch wolle man dieselben auch vor Beschädigungen durch Bubenhände bewahren und das Augenmerk auf solche Personen richten, die ihren Zerstörungsdrang bereits wieder an einigen solchen Ruheplätzchen, die Erholungsbedürftige und Freunde der Heimat erquicken sollen und zuweilen reizende Ausblicke gestatten, wieder beobachten ließen. Bei scharfer Beobachtung der Zerstörer wird es gewiss möglich sein, solchen Unfug auszurotten, man gebe Achtung.

Auch im Theaterabend im Sächs. Hofe zeigten Jugendliche nicht das rechte Verständnis für das geschichtliche Schauspiel "Napoleon Bonaparte" und machten es den begabten Darstellern zuweilen unnötig schwer, den Eindruck des Wertes zur vollen Geltung zu bringen was trotzdem noch gut gelang. Namentlich am Schluss erfolgte Seitens der zahlreichen Zuhörer durch starken Beifall der Dank für die Spieler. Der aufgetauchte Wunsch, die Dresdner Künstler zu gegebener Zeit im Luftspiel einmal sehen zu können, sei der tüchtigen Leistung des Herrn Dir. Randolph schon heute zum Ausdruck gebracht, vielleicht ist's möglich.

## Auszug aus der Gemeindeordnung für den Wiederberg in Göritzhain von 1772

(Altgemeinde)

*Bei allen Gemeindegemeinschaften ist streng Ordnung zu halten*

*Männer und Frauen dürfen nur nach Feierabend die Schänke aufsuchen*

*Kindern ist bei 1 Groschen Strafe das besuchen der Schänke verboten*

*Alle Ausschussmitglieder haben mit ihren Frauen an einen Tisch zu sitzen, andere Bürger dürfen daran nicht Platz nehmen*

*Es soll bei allen Zusammenkünften ehrbar und ordentlich zugehen.*

*Alles Fluchen ist bei 2 Groschen Strafe zu unterlassen*

*Frauen dürfen nicht erscheinen, wenn bei besonderen Zusammenkünften Sachen publiziert und ausgemacht werden, die geheim gehalten werden müssen.*